

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung der herausgebenden Stelle dar. Sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

GERHARD MÖBUS

## Joseph von Eichendorff

### Der Dichter und die Wirklichkeit der Geschichte

Am 26. November jährt sich der Todestag Joseph von Eichendorffs zum hundertsten Male. Seinem Gedenken ist die folgende Betrachtung gewidmet, in der der Versuch unternommen wird, das herkömmliche Klischee vom „versponnenen Romantiker“ zu überwinden.

Ein Gedenktag wie der hundertste Todestag eines Dichters gibt gewiß Anlaß zu ehrendem Gedenken, und so wird auch Joseph von Eichendorff in diesem Jahre, in dem sich sein Todestag zum hundertsten Male jährt, auf vielerlei Weise geehrt und gefeiert. Die Erfahrung lehrt jedoch, daß Gedenkfeiern noch nicht die Gewißheit geben, daß mit ihnen die Wirkung eines Dichters in die Gegenwart tiefer oder breiter wird. Das gilt auch für Eichendorff, und denkt man daran, daß die ihm zu Ehren herausgegebene Gedenkmarke eine Postkutsche abbildet, so ist der Verdacht nicht durchaus abzuwehren, es werde sich auch weiterhin das Mißverständnis behaupten, daß es sich mit Eichendorff um einen Dichter handle, bei dem die Unruhe der Romantiker einmünde in eine biedermeierliche Zufriedenheit mit sich und der Welt. Die Postkutsche wird dann zum Symbol des Biedermeiers, der nach getanen Amtspflichten auf die Reise in die Ferien geht, und die Gestalt des Taugenichts erscheint als die biedermeierhafte Verkörperung einer „inselhaft vom sonstigen (religiösen, politischen und wirtschaftlichen) Leben abgelösten Romantik“<sup>1)</sup>.

Bei näherem Zusehen entspricht dieser Auffassung seit langem die Behandlung, die Eichendorff sowohl in bekannten Darstellungen der Romantik wie vor allem in der Schule gefunden hat. Im Rahmen dieser Behandlung ist es üblich geworden, den Dichter als einen Lyriker zu rühmen, der aufs schönste den Volksliedton getroffen habe, wobei einschränkend hinzugefügt wird, daß auch seine Romane, Novellen und Dramen am ehesten noch gelten könnten, soweit sie lyrischen Charakter zeigten. Die Gestalten und Geschehnisse dieser Dichtungen, allen voran der Taugenichts, werden dann am liebsten verstanden als Ausdruck einer märchenhaften, weltfremden Verträumtheit, die sich ohne Ziel und gedankenlos dahintreibend in ihre Stimmungen, Sehnsüchte und Wünsche verliert.

Es ist sehr aufschlußreich, wie sich dieser Situation die Literaturkritik des Marxismus-Leninismus bedient hat, um die Dichtung Eichendorffs auf ihre Weise politisch zu interpretieren<sup>2)</sup>. Wenn es in ihr heißt, das Wesen der Eichendorffschen Dichtung sei Weltferne und traumhafte Wesenlosigkeit, sie stelle eine Art von Wachtraum dar und sei nur „eine Begleitmusik zum wirklichen Leben“, wird damit nur die weithin geläufig gewordene Anschauung aufgenommen. Es bleibt jedoch nicht bei ihr, sondern ihre neue Ausdeutung zeichnet sich ab, wenn es von der Erzählung „Aus dem Leben eines Taugenichts“ heißt, in ihr sei alle Unklarheit Eichendorffs, die sonst seine Epik und Dramatik verschwommen und physiognomielos mache, nur ein silberner Nebel der verschwiegene Melancholie, die die innere Heiterkeit der Idylle tief und anziehend mache. Denn in ihr, wie sonst nur noch in seinen allerbesten Gedichten, habe die verworrene oppositionelle Sehnsucht Eichendorffs

eine adäquate und dichterisch tiefe Gestaltung erfahren. Das Kernstück dieser Deutung des „Taugenichts“ liegt in der Behauptung, diese Dichtung sei zwar eine Idylle mit fast märchenhaften Zügen und sie enthalte unmittelbar nichts Gesellschaftskritisches und Polemisches, sie verdanke jedoch ihren dauernden Erfolg einer in ihr „immanent enthaltenen Polemik“. Diese immanente Polemik entspreche der romantischen Opposition im allgemeinen, die mit ihrer Kritik ziele auf die bürgerliche Gesellschaft des aufsteigenden europäischen Kapitalismus. Und sei der wesentliche Inhalt der Lyrik Eichendorffs Sehnsucht, Sehnsucht nämlich, aus dem modern-bürgerlichen Leben herauszukommen, dann stelle der „Taugenichts“ diese antikapitalistische Opposition der Romantik ohne die Verzerrungen, wie sie sich etwa in Friedrich Schlegels Lob des Müßigganges zeigen, in einer Weise dar, von der es heißt:

*„Sein Held ist ein Vagabund, aber er hat nichts von der deklassierten, intellektuellen, bohème-anarchistischen Opposition an sich. Diese Opposition setzt nämlich bereits auf dem Niveau der vollzogenen sozialen Deklassiertheit durch die kapitalistische Arbeitsteilung ein und bekämpft*

#### INHALT DIESER BEILAGE:

- Gerhard Möbus:  
„Josef von Eichendorff“  
Hans Rothfels:  
„Politik als moralisches Problem“  
Fritz Wagner:  
„Freiherr vom Stein: Ordnung und Freiheit“

sie deshalb in einer unfruchtbaren verzerrenden Weise. Dadurch, daß der Eichendorffsche Held ein märchenhafter Bauernjunge vor diesem Deklassierungsprozeß ist, entsteht eine tiefere und richtigere Art der romantischen Opposition, in welcher der in dieser Tendenz enthaltene richtige Kern viel reiner und kräftiger, vor Verzerrungen bewahrter zum Ausdruck kommt als in den früheren und späteren Bohémerevolten gegen die kapitalistische Arbeit.“

Als verworren wird diese Opposition deshalb bezeichnet, weil sie aus einem Gefühl des Unbehagens an den Verhältnissen hervorgeht, ohne zu der Einsicht in die Zusammenhänge vorzudringen, wie sie auf wissenschaftliche Weise erst die Theorie des historischen Materialismus ermöglicht habe.

Wie immer man sich zu dieser Deutung der Dichtung Eichendorffs stellen mag, so ist nicht zu übersehen, daß in ihrem Zusammenhang zumindest mit Ernst die Frage gestellt wird, wie es eigentlich in der Dichtung Eichendorffs zu der seelischen Atmosphäre der Sehnsucht, Lebensferne und Weltflucht kommt, die ihr sonst wie selbstverständlich zugeschrieben wird. Weiterhin ist festzuhalten, daß die Antwort auf

1) Otto Friedrich Bollnow, Unruhe und Geborgenheit, Stuttg. o. J., S. 252 ff. (Eichendorffs Verhältnis zur Romantik)

2) Georg Lukacs, Deutsche Realisten des 19. Jahrhunderts, Berlin 1952, S. 49 ff. (Eichendorff)

diese Frage nicht mit Hilfe vager Vermutungen auf Grund einer subjektivistischen Psychologie gegeben wird, sondern die Anstrengung gemacht wird, sie auf dem Wege einer soziologischen Analyse zu finden, die sich darum bemüht, das Verhältnis des Dichters zur politisch-historischen Situation seiner Zeit aufzuhellen und dadurch dem Verständnis seiner Dichtung näher zu kommen. Wieweit der eingeschlagene Weg wissenschaftlich fragwürdig ist, weil er die keinesfalls zwingende Voraussetzung macht, daß das Verhältnis Eichendorffs zu seiner Zeit, wie es in seiner Dichtung zum Ausdruck kommt, die Form einer „verworrenen Opposition“ haben mußte, ist eine andere Sache. Wenn dafür die These des historischen Materialismus verantwortlich zu machen ist, daß das Werk eines Dichters der „ideologische Reflex“ einer soziologisch-ökonomischen Situation sei, die in einer vor-marxistischen Epoche nur mit unbewußter Notwendigkeit wirksam wird und empfunden werden kann, dann ist diese These zwar eine geistige Vereinfachung der geschichtlichen Wirklichkeit, der Tatbestand aber, auf den sie sich bezieht, nämlich das Verhältnis des Dichters zu seiner Zeit, ist eine historische Realität.

Sollte sich also auch die Formel von der antikapitalistischen Opposition des Romantikers Eichendorff als falsch erweisen und sein Werk aus ihr heraus seine Deutung nicht finden, so stellt sie zumindest einen herausfordernden Hinweis auf Zusammenhänge dar, die offensichtlich in der geläufigen Art, von Eichendorff und seinem Werk zu sprechen, nicht genug gewürdigt werden.

Ein Standpunkt, von dem her sich die geistige Vereinfachung der marxistischen Formel wie von selbst aufhebt, ist mit der Erinnerung daran gewonnen, daß Goethe im Vorwort zu „Dichtung und Wahrheit“ davon spricht, es scheine die „Hauptaufgabe der Biographie zu sein, den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen, und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet, und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abspiegelt“.

Diese Zeitverhältnisse erscheinen ihm als ein Spielraum innerer Regungen und äußerer Einflüsse, in dem die „Gestalten von hundert bedeutenden Menschen“ wie die „ungeheuren Bewegungen des allgemeinen politischen Weltlaufs“ wirksam werden. Es ist zu vermuten, daß eine Darstellung solcher Art sowohl geeignet wäre, das Gesicht der Dichtung Eichendorffs schärfer zu profilieren, als es die weithin üblich gewordene schöngestige Manier vermag, wie zugleich imstande wäre, eine sachliche Auseinandersetzung mit der politischen Interpretation der marxistisch-leninistischen Literaturkritik einzuleiten. Der Versuch dazu soll deshalb, wenn auch nur in der Skizze, im folgenden unternommen werden.

Wie verlief der Weg, der Eichendorff, um noch einmal die Worte Goethes zu wählen, aus dem engen Privatleben in die weite Welt geführt, ihm die Begegnung mit bedeutenden Menschen gebracht und ihn den ungeheuren Bewegungen des allgemeinen politischen Weltlaufs ausgesetzt hat?

Der Weg von Lubowitz (1788–1801) nach Breslau (1801–1805), Halle (1805–1806), Heidelberg (1807–1808), Berlin (1809–1810) und Wien (1810–1813) führte in die geistige Weite des damaligen Europa. In Halle und im Theater des Bades Lauchstädt sah Eichendorff Goethe. Er hörte Friedrich August Wolf, den berühmten klassischen Philologen, und wurde beeindruckt durch Henrich Steffens. In Heidelberg bewirkte Joseph Görres, dem Eichendorff im Alter wohl die schönsten Worte gewidmet hat, die in deutscher Sprache einem Universitätslehrer von seinem einstigen Hörer zuteil geworden sind, daß geistig der Blitz einschlug in die Seele des Suchenden. Zugleich begegnete er Achim von Arnim und Clemens Brentano, die damals in Heidelberg waren, um „Des Knaben Wunderhorn“ zu vollenden und herauszugeben. Er traf sie in Berlin wieder, und dazu Adam Müller, Friedrich Schlegel und Heinrich von Kleist. In Wien ging er bei Friedrich Schlegel und Adam Müller ein und aus. Was für den jungen Dichter in Heidelberg mit der Verehrung Tiecks und des Novalis im Freundeskreis um Otto Heinrich von Loeben und unter dem Eindruck der symbolischen Interpretation

der Rungeschen „Tageszeiten“ durch Görres begonnen hatte, vollendete sich unter dem Einfluß Friedrich Schlegels in Wien. Novalis' „Heinrich von Ofterdingen“ wurde das große Vorbild des ersten, damals entstandenen Romans „Ahnung und Gegenwart“.

Die Form des Romans, Märchentum und Liederklang, dürfen jedoch nicht darüber täuschen, daß das Buch, wie schon Friedrich de la Motte-Fouqué in seinem Vorwort betont, „fortlaufende Berührung“ mit den „öffentlichen Begebenheiten“ zeigt. Einmal ist es der Aufstand der Tiroler, der hereinspielt, wenn die Hauptgestalten des Romans, Friedrich und Leontin, in einen Freiheitskampf für ihr Vaterland ziehen und nach der Niederlage als Geächtete ihre Güter verlieren und als Flüchtlinge ihre Heimat verlassen. Vor allem aber entält der Roman die Entwicklungsgeschichte eines jungen Menschen, die an ihrem entscheidenden Wendepunkte folgendermaßen beschrieben wird:

„Wohl ist der Weltmarkt großer Städte eine rechte Schule des Ernstes für bessere, beschauliche Gemüter, als der getreueste Spiegel ihrer Zeit. Da haben sie den alten, gewaltigen Strom in ihre Maschinen und Räder aufgefangen, daß er nur immer schneller und schneller fließe, bis er gar abfließt, da breitet denn das arme Fabrikleben in dem ausgetrockneten Bette seine hochmütigen Teppiche aus, deren inwendige Kehrseite ekle, farblose Fäden sind, verschämt hängen dazwischen wenige Bilder in uralter Schönheit verstaubt, die niemand betrachtet, das Gemeinste und das Größte, heftig aneinander geworfen, wird hier zu Wort und Schlag, die Schwäche wird dreist durch den Haufen, das Hohe ficht allein. Friedrich sah zum ersten Male so recht in den großen Spiegel, da schnitt ihm ein unbeschreiblicher Jammer durch die Brust, um die Schönheit und Hoheit und das heilige Recht, daß sie so allein waren, und wie er sich selber in dem Spiegel so winzig und verloren in dem Ganzen erblickte, schien es ihm herrlich, sich selber vergessend, dem Ganzen treulich zu helfen mit Geist, Mund und Arm. Er erstaunte, wie er noch so gar nichts getan, wie es ihn noch niemals lebendig erbarmet um die Welt. So schien das große Schauspiel des Lebens, manche besondere äußere Anregung, vor allem aber der furchtbare Gang der Zeit, der wohl keines der besseren Gemüter unberührt ließ, auf einmal alle die hellen Quellen in seinem Innern, die sonst zum Zeitvertreibe wie lustige Springbrunnen spielten, in e i n e n großen Strom vereinigt zu haben. Ihn ekelten die falschen Dichter an mit ihren Taubenherzen, die, uneingedenk der himmelschreienden Mahnung der Zeit, ihre Nationalkraft in müßigem Spiele verliederten. Die unbestimmte Knabensehnsucht, jener wunderbare Spielmann vom Venusberge, verwandelte sich in eine heilige Liebe und Begeisterung für den bestimmten und festen Zweck. Gar vieles, was ihn sonst beängstigte, wurde zuschanden, er wurde reifer, klar, selbständig und ruhig über das Urteil der Welt. Es genügte ihm nicht mehr, sich an sich allein zu ergötzen, er wollte lebendig eindringen. Desto tiefer und schmerzlicher mußte er sich überzeugen, wie schwer es sei, nützlich zu sein. Mit grenzenloser Aufopferung warf er sich daher auf das Studium der Staaten, ein neuer Weltteil für ihn, oder vielmehr die ganze Welt und was der ewige Geist des Menschen strebte, dachte und wollte, in wenigen großen Umrissen, vor dessen unermesslicher Aussicht sein Innerstes aufjauchzte.“

Der Grundton, auf den diese Sätze gestimmt sind, ist die Hinwendung zur sozialen und politischen Realität. Dabei geht es nicht allein darum, sie, etwa in einem „Studium der Staaten“ kennenzulernen, sondern „nützlich zu sein“. Der Antrieb zu dieser Wandlung kommt nicht nur aus der Ernüchterung durch die Wirklichkeit, sondern diese Wandlung wird beschrieben als eine „heilige Liebe und Begeisterung für den bestimmten und festen Zweck“.

Aus dieser Liebe und Begeisterung für den bestimmten und festen Zweck geht die Absage an die „falschen Dichter“ hervor, mit der Eichendorff ein Thema anschlügt, das nicht nur große Partien seines ersten Romans beherrscht, sondern das als ein Grundthema durch sein Gesamtwerk geht. Die Schilderung eines Teeabends in der Residenz enthält die ironische Typologie einer ästhetischen Gesellschaft, in der sich unter dem Namen der Poesie Selbstgefälligkeit und Selbstbespiegelung breitmachen. Eichendorff scheut sich nicht, das Ganze als „ästhetisches Geschwätz“ zu bezeichnen, in dem zwar viel vom Beruf des Dicht-

ters und der Göttlichkeit der Poesie gesprochen wird: „*aber die Poesie selber, das ursprüngliche, freie, tüchtige Leben, das uns ergreift, ehe wir darüber sprechen, kam nicht zum Vorschein vor lauter Komplimenten davor und Anstalten dazu. Friedrich kamen diese Poesierer in ihrer durchaus polierten, glänzenden, wohlgezogenen Weichlichkeit wie der fade, unerquickliche Teedampf, die zierliche Teekanne mit ihrem lodernen Spiritus auf dem Tische wie der Opferaltar dieser Museen vor.*“

Noch Jahrzehnte später läßt Eichendorff in dem Roman „Dichter und ihre Gesellen“ (1834) einem jungen Dichter, der sich in ein Dasein poetischer Phantastik verloren hat, zurufen: „*... flieh, flieh in die Nacht hinaus, in den Krieg, bau' das Feld, spalte Holz, bettle von Haus zu Haus — nur fort von hier!*“

Friedrich Schlegel ist es gewesen, der in dem jungen Dichter das geistige Widerstreben gegen eine „*bloß ästhetische Ansicht der Dinge*“, die zur „*spielenden Träumerei*“ führe, voll ins Bewußtsein gehoben hat; das lehrt allein schon ein Vergleich der vorhin angeführten Sätze Eichendorffs mit Friedrich Schlegels Rezension von Adam Müllers „Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur“ in den Heidelbergerischen Jahrbüchern (1808).

Doch zeigen diese Sätze selbst mit der ausdrücklichen Berufung auf den „*furchtbaren Gang der Zeit*“ und die „*himmelschreiende Mahnung der Zeit*“, wie sehr der junge Dichter der geschichtlichen Wirklichkeit zugewandt ist und sich angestrengt darum bemüht, den Ort zu bestimmen, der dem Dichter und der Dichtung in ihr zukommt. Das letzte Kapitel des Romans nimmt diese Grundstimmung noch einmal auf, wenn es dort von der Zeit heißt:

„*U n s e r e Jugend erfreut kein sorglos leichtes Spiel, keine fröhliche Ruhe, wie unsere Väter, uns hat der frühe Ernst des Lebens gefaßt. Im Kampfe sind wir geboren, und im Kampfe werden wir, überwunden oder triumphierend, untergehn. Denn aus dem Zauberrauche unserer Bildung wird sich ein Kriegsgespensst gestalten, geharnischt, mit bleichem Totengesicht und blutigen Haaren; wessen Auge in der Einsamkeit geübt, der sieht schon jetzt in den wunderbaren Verschlingungen des Dampfes die Lineamente dazu aufringen und sich leise formieren. Verloren ist, wen die Zeit unvorbereitet und unbewaffnet trifft; und wie mancher, der weich und aufgelegt zu Lust und fröhlichem Dichten, sich*

## Teilnahme am Freiheitskampf

Denkt man daran, wie selbstverständlich es geworden ist, die Dichtung Eichendorffs als lebensfern und weltfremd anzusehen und von ihrer Verworrenheit und Verträumtheit zu sprechen, ja sie einen Wachtraum zu nennen, der Sehnsucht nach der „*alten schönen Zeit*“ entsprungen, so sollte allein schon der Satz: „*Bis in den Tod verhaßt sind mir besonders jene ewigen Klagen, die mit weinerlichen Sonetten die alte schöne Zeit zurückwünseln wollen*“, doch recht nachdenklich stimmen. Eichendorff hat ein anderes Verhältnis zu seiner Zeit, als es ihm gemeinhin zugeschrieben wird, und der Vergleich der Dichter mit den Märtyrern zeigt an, wieviel an Wagnis und Wahrhaftigkeit er von ihnen erwartet. Gewiß: die Gegenwart wird eine „*verwitterte, feindselige Zeit*“ genannt; aber es wird dem hinzugefügt: *keine Zeit ist durchaus schlecht. Schweigen soll darum, wer nicht den Mut hat, besser zu sein als seine Zeit.*

Die Probe sollte für Eichendorff selbst eher kommen, als er es ahnen konnte. Der Roman war vollendet, und das Examen mit sehr gutem Erfolg bestanden, als am 20. März 1813 in Breslau der „*Aufruf an mein Volk*“ veröffentlicht wurde. Für den Dichter wurden nun die Verse ernst, die er 1810 zu Ehren der Tiroler Freiheitskämpfer geschrieben hatte:

O Herr! laß diese Lohen wehn, sich breiten  
Auffordernd über alle deutsche Lande,  
Und wer da fällt, dem schenk so glorreich Ende!

Eichendorff folgte der Aufforderung, verließ Wien und meldete sich in Breslau bei der Lützowschen Freischar. Der Abschied von dem älteren Bruder Wilhelm, mit dem er bis dahin alle Stationen seines Lebensweges gemeinsam zurückgelegt hatte, war schwer; denn der Bruder blieb in Wien und trat in den österreichischen Staatsdienst ein. Aber

so gern mit der Welt verträge, wird, wie Prinz Hamlet, zu sich selber sagen: *Weh, daß ich zur Welt, sie einzurichten, kam!*“

Wie sich mit diesem „*Ernst des Lebens*“ und der Aufgabe, die „*Welt einzurichten*“, das Dichter-sein überhaupt vereinbaren läßt, ist im letzten die Grundfrage, um die sich der erste Roman Eichendorffs wie um seinen geistigen Angelpunkt bewegt, so mannigfaltig und verzweigt auch seine Geschehnisse im einzelnen sind. Die Tatsache, daß „*Ahnung und Gegenwart*“ ästhetisch nach dem Vorbild des „*Heinrich von Ofterdingen*“ gebaut ist, also „*halb Roman, halb Märchen*“ sein soll, darf den Blick für seine geistige Grundfrage nicht verstellen, weil sonst die Einsicht dafür verwehrt ist, daß Eichendorff in ihm für sein Dichter-sein eine Lebensentscheidung getroffen hat.

Wie diese Entscheidung von ihm getroffen worden ist, zeigt eine Stelle des Romans, die auf ihre Weise die Absage an die „*falschen Dichter*“ wiederholt. Der Dichter Faber behauptet, Poet-sein und poetisch sein, seien zwei verschiedene Dinge, und dem Poet-sein hafte, wie selbst Goethe eingestehe, immer etwas Taschenspielerlei und Seiltänzerlei an. In der Antwort des Grafen Friedrich heißt es darauf:

„*Das ist nicht so, und wäre es so, so möchte ich niemals dichten ... Wo soll die rechte, schlichte Sitte, das treue Tun, das schöne Lieben, die deutsche Ehre und alle die alte herrliche Schönheit sich hinflüchten, wenn es ihre angeborene Ritter, die Dichter nicht wahrhaft ehrlich, aufrichtig und ritterlich mit ihr meinen? Bis in den Tod verhaßt sind mir besonders jene ewigen Klagen, die mit weinerlichen Sonetten die alte schöne Zeit zurückwünseln wollen und, wie ein Strohfeuer, weder die schlechten verbrennen, noch die Guten erleuchten und wärmen. Denn wie wenigen möchte doch das Herz zerspringen, wenn alles so dumm geht, und habe ich nicht den Mut besser zu sein als meine Zeit, so mag ich zerknirscht das Schimpfen lassen, denn keine Zeit ist durchaus schlecht. Die heiligen Märtyrer, wie sie, laut ihren Erlöser bekennd, mit aufgehobenen Armen in die Todesflammen sprangen — das sind des Dichters echte Brüder, und er soll ebenso fürstlich denken von sich; denn so wie sie den ewigen Geist Gottes auf Erden durch Taten ausdrückten, so soll er ihn aufrichtig in einer verwitterten, feindseligen Zeit durch rechte Worte und göttliche Erfindungen verkünden und verherrlichen“.*

Eichendorff legte an sich selbst den Maßstab des Wagnisses und der Wahrhaftigkeit an, an dem er den Dichter gemessen wissen wollte. Das Gedicht „*Die neuen Kameraden*“ sagt dazu:

Ich hört' viel Dichter Klagen  
Von alter Ehre rein,  
Doch wen'ge modtens wagen  
Und selber schlagen drein.  
Mein Herz wollt' mir zerspringen,  
Sucht' mir ein ander Ziel,  
Denn anders sein und singen,  
Das ist ein dummes Spiel.

Die herzliche Liebe des Dichters zum Vaterland, für das er sein Leben wagt, läßt ihn in dem Gedicht „*Der Freiheit Wiederkehr*“ (1814) ausrufen:

Feuerzeichen steigen auf,  
Von den Gipfeln schallt es,  
Und zum Willkomm mir herauf  
Rauscht der Rhein und widerhallt es.  
Und von Berg zu Bergeswand,  
Weit hinab durch alle Gaue  
Segn' ich dich, du deutsches Land,  
Dem ich wieder mich vertraue.

Zugleich mit dem Gefühl der Dankbarkeit für die Befreiung des Vaterlandes wächst in Eichendorff jedoch das Gefühl der Verantwortung. Was der Krieg an Ernst und Begeisterung offenbart hat, soll der

Frieden und die Freiheit auf eine neue Weise bewahren. Das Gedicht „An die Freunde“ (1815) endet mit den Versen:

*So laßt uns unser Deutschland denn umstellen,  
Bewachend brüderlich in treuer Hut,  
Mit Lehren, Rat und Sang die Herzen schwellen,  
Daß sie bewahren ein die heil'ge Glut,  
Den Ernst, den sie erkämpft in Bluteswellen,  
Der Ehre Hort, Eintracht und freud'gen Mut!  
Friede dem Herd' und ew'ger Krieg dem Bösen —  
So mag uns Gott von aller Schmach erlösen.*

Wie sehr den Dichter Gedanken dieser Art beschäftigten, und er danach strebte, selbst in ihrem Sinne wirksam zu sein, verraten Sätze aus einem Brief vom 1. Oktober 1814 an Friedrich de la Motte-Fouqué:

*„Es gibt noch so Vieles, Großes und Freudiges zu vollbringen. Gott hat uns ein Vaterland wieder geschenkt, es ist an uns, dasselbe treu und rüstig zu behüten, und endlich eine Nation zu werden, die, unter Wundern erwachsen und von großen Erinnerungen lebend, solcher großen Gnade des Herrn und der eigenen kräftigen Tiefe sich würdig beweise. Und dazu braucht es nun auch andere Kämpfer noch als bloße Soldaten. Wäre auch ich imstande, zu dem großen Werke etwas Rechtes beizutragen! Meine Kraft ist gering und noch von vielen Schlacken und Eitelkeiten getrübt, aber die Demut, mit der ich meine Unzulänglichkeit anerkenne, und der Wille, das Beste zu leisten, ist redlich und ewig“.*

Von solchem Geiste beseelt, ist Eichendorff in den preußischen Staatsdienst eingetreten; in dieser Gesinnung hat er die Amtspflichten aufgefaßt, in deren Erfüllung ihn der Weg in den nächsten Jahrzehnten von Breslau nach Berlin, Danzig, Königsberg und wieder Berlin geführt hat. Dieser stille Dienst am Staate ist für Eichendorff ebenso kennzeichnend wie die vorher bekundete Bereitschaft, sein Leben für die Freiheit des Vaterlandes einzusetzen. Beides ist die Verwirklichung des Wunsches, „nützlich zu sein“, Verwirklichung der „Liebe und Begeisterung für den bestimmten und festen Zweck, wie es in „Ahnung und Gegenwart“ geheißen hatte.

Lassen die angeführten Äußerungen schon ahnen, wie sehr diese Gesinnung frei ist von blinder Begeisterung, vielmehr bestimmt ist von geistiger Wachheit und sittlicher Verantwortung im Verhältnis zu den Zeitereignissen, so zeigen Zeugnisse in der Dichtung der späteren Jahre den Dichter als Mahner und Warner. Zu den Zeiterscheinungen, die Eichendorffs Ironie vor allem herausforderten, gehört eine Art des Ver-

haltens, die er Vaterländerei und Deutschtümelei nennt. In „Dichter und ihre Gesellen“ wird sie durch die Gestalt des Malers Albert verkörpert, der dadurch auffällt, daß er altdeutsche Tracht trägt, dazu langes Haar, das ihm von beiden Seiten bis zu den Schultern herabhängt. Der Maler schwärmt für den „ernsten Norden“, und sein Atelier wird folgendermaßen beschrieben:

*„ein hohes, ritterliches Gemach, an dessen schmuckloser Hauptwand ein großes, mit der Jahreszahl 1813 bezeichnetes Schwert hing, um das sich ein verwelkter Eichenkranz wand. Das ist mein treuer Reisegefährte, sagte Albert zu Fortunat, und wenn mich schlaffe Ruhe und weidliche Lust überschleichen wollen, blick' ich die Eisenbraut an und gedenke der ernsten, großen Zeit. — Ach, das ist schon eine alte Geschichte!, entgegnete Fortunat lachend. — Sind Sie damals mit zu Felde gewesen? fragte der Maler etwas spitzig. — Freilich, erwiderte jener, das versteht sich ja aber ganz von selbst“.*

Zeigt der Maler schon bei seinem ersten Erscheinen, wie es heißt, einen fanatischen Eifer, wenn er seinen Standpunkt verteidigt, so tritt die Eigenart dieses Eifers deutlicher zutage, wenn der Dichter ihn ein Selbstbildnis erläutern läßt, das ihn darstellt, wie er düster, in einen weiten Mantel gehüllt, das Schwert umgegürtet, Rom verläßt:

*„Dieses Bild bezeichnet eigentlich die dunkle Führung überhaupt, die in meinem Leben waltet. Rom ist herrlich, und ich nahte voll Ehrfurcht den alten Heldenmalen. Aber das leichtsinnige Geschlecht und das Klingeln der Bonzen über den Gräbern versunkener Größen störte und empörte mich. Ich konnte mich den Anmutungen des Aberglaubens, auch nur zum Scheine, nicht gefällig erweisen und hatte beständig Verdruß. Dazu kam, daß das Geschick meines deutschen Vaterlandes, wo eine neue, große Zeit sich ausgebärt, heimlich an meinem Herzen fraß, ich hatte nirgends Ruhe. Meine Kameraden gefielen sich dort bald höchlichst, ich aber ermannete mich zur rechten Zeit und flüchtete vor den gleißenden Schlingen doppelter Knechtschaft nach dem ernsten, heimatlichen Norden“.*

Die Gefahr, die Eichendorff mit dieser Gestalt und ihrem ernsten und eifernden Fanatismus warnend dargestellt hat, wird an späterer Stelle enthüllt. Der Dichter Otto trifft den Maler verwildert aussehend in der Umgebung von Rom; er hat an einer Verschwörung teilgenommen und wird verfolgt. Otto bietet ihm seine Hilfe an:

*„Da hört er auf einmal ein Geräusch, er sah Albert plötzlich wanken, sinken. Der Unglückliche hatte sich mit heidnischer Tugend in sein eigenes Schwert gestürzt. — Grüße das Vaterland — ich sterbe — frei, sagte er ohne Zeichen des Schmerzes ...“.*

## Eichendorff und Kleist

Es ist nicht zu verkennen, daß in diesem Vorgang ein größeres Schicksal nachklingt, das Eichendorff zuinnerst bewegt hat. Es wurde schon erwähnt, daß er mit seinem Bruder Wilhelm im Jahre 1809 in Berlin in einer Gesellschaft bei Adam Müller Heinrich von Kleist begegnet war. Das Tagebuch Eichendorffs erwähnt, daß bei der Wiederbegegnung mit Adam Müller in Wien 1811 das Gespräch auf Kleist und seine Genialität kam. Durch Friedrich Schlegel erfährt Eichendorff vom Tode Kleists und notiert im Tagebuch (unter dem 8. Dezember 1811): Schlegels große Gesinnung über dieses Unsittliche. In der Entschiedenheit, in der Eichendorff selbst in seiner „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands“ (1857) zum Tode Kleists Stellung genommen hat, wirkt etwas von der Gesinnung jenes Gesprächs mit Schlegel nach; denn er weist es scharf ab, etwa an eine unglückliche Liebe zu denken, und erklärt die Tat „aus stolzem Ekel an einer Zeit, die ihm des Lebens unwürdig schien, aus Verzweiflung an einer besseren Zukunft Deutschlands“. Die Darstellung der Dichtung und des Schicksals des Dichters wird in die Sätze zusammengefaßt:

*„Sein Schmerz und sein Groll sind wahr und wohlbegründet, er trauert nicht ‚um Hekuba‘, sondern um die höchsten Güter des irdischen Lebens: um Vaterland, Recht und Ehre. Ein strenger Ernst macht seine Dichtungen zu wirklichen Taten, ein Ernst, von dem wir selbst noch lernen sollten in dieser Zeit, wo zwar keine Schwerter klirren wie dazu-*

*mal, aber ein innerer Krieg geschäftig, wie ein heimlich fressender Erdbrand, in tausend labyrinthischen Gängen den heiligen Boden Deutschlands unterwühlt. Und wenn jener Ernst bei Kleist häufig so trostlos und grauhaft in das Entsetzliche umschlägt, ja oft zu einer antiken, heidnischen Tugend erstarrt, so ist es nur, weil ihm die höchste Kraft fehlt, das unsichtbare Banner der Poesie kühn gläubig über die irdischen Dinge auf jene stille Höhe zu pflanzen, wo alles versöhnt wird. Wer aber möchte dem edlen unglücklichen Dichter sein tiefstes Mitgefühl versagen ...“.*

Eichendorff bejaht wie Kleist Vaterland, Recht und Ehre; und er mahnt, vom strengen Ernst dieses Dichters zu lernen. Wenn er seinen Schmerz und Groll wahr und seine Dichtungen wirkliche Taten nennt, dann schreibt er Kleist das zu, was für ihn den Dichter in Wahrheit ausmacht. Die Gefahr, der Kleist erlegen ist, sieht er darin, daß dieser Ernst sich in der Verzweiflung des Dichters über die Zustände verwandelt hat in das Gefühl eines fanatischen Patriotismus, das sein Werk zur „Poesie des Hasses“ werden läßt. Es ist kein Zufall, daß Eichendorffs Novelle „Das Schloß Dürande“ die am meisten kleistische Dichtung seines Werkes ist. Der Schauplatz der Novelle ist das Frankreich der Französischen Revolution, und die Schicksale der Menschen in ihr sind durch die Tatsache bestimmt, daß der ständische Gegensatz von Adel und Volk bis zum Äußersten ausgekämpft wird. Die letzte Trieb-

kraft des Geschehens, durch die das Ende der Erzählung zur völligen Katastrophe wird, ist ein Haß, der die Vernichtung des Gegners will und aus dem Mord und Selbstmord hervorgehen. Der Zusammenhang dieser Novelle mit Kleists Poesie des Hasses zeigt sich darin, daß der Schlußsatz der Erzählung: *„Du aber hüte dich, das wilde Tier in der Brust zu wecken, daß es nicht plötzlich ausbricht und dich selbst zerreißt“*, in der Literaturgeschichte Eichendorffs fast wörtlich wiederkommt, nachdem Kleists „Hermannsschlacht“ eine „großartige Poesie des Hasses“ genannt worden ist, wenn es heißt:

*„Hüte jeder das wilde Tier in seiner Brust, daß es nicht plötzlich ausbricht und ihn selbst zerreißt! Denn das war Kleists Unglück und schwergebüßte Schuld, daß er diese, keinem Dichter fremde, dämonische Gewalt nicht bändigen konnte oder wollte . . .“*

Indessen ist nicht zu verkennen, daß für Eichendorff das Schicksal Kleists nicht aufgeht in dem geistigen Umriß, in den er die Gestalt des Malers Albert gezeichnet hat. Die Absage an einen Kult des Nationalen mit einem fanatischen Patriotismus bezieht sich vielmehr in der Charakteristik Kleists auf einen tieferen Hintergrund, der für das Dichten und Denken Eichendorffs wesentlich ist. In den Sätzen über Kleist war die Rede von einem „inneren Kriege“, der wie ein „heimlich fressender Erdbrand“ den heiligen Boden Deutschlands unterwühlt. In diesen Wendungen klingt ein Grundgedanke Eichendorffs an, den er mehrmals abgewandelt hat; er, der im Jahre vor dem Ausbruch der Französischen Revolution, 1788, geboren war, hat zeitlebens an der Überzeugung festgehalten, daß er in einer Epoche lebe, die keine fertige, in sich abgeschlossene Periode sei, sondern das „weitere Stadium einer Revolution, deren Ausgang keine Menschenweisheit noch vorausszusehen vermag“. Die Französische Revolution war für ihn nur der erste Ausbruch des großen Kampfes, der sich unter wechselnden Gestalten an das neunzehnte Jahrhundert vererbt hatte und der noch nicht ausgefochten war. Dabei hatte für ihn die soziologische Problematik nur den Wert eines Symptoms, das einen tiefer liegenden Prozeß anzeigt. Wie seine Schriften, von den Schulheften an, zeigen, kannte Eichendorff kein adeliges Standesvorurteil. Seine Skizze „Der Adel und die Revolution“ (1857) weist mit Nachdruck „romantische Illusionen“ und ein „eigensinniges Festhalten des Längstverjährt“ ab. Adel ist ihm vielmehr der traditionelle Name für eine Elite, für, wie er selbst sagt, ein „ideales Element“ in der Gesellschaft, dessen Aufgabe es vor allem ist, alles Große, Edle und Schöne zu wahren und das „ewig wandelbare Neue“ mit dem „ewig Bestehenden“ zu verbinden. Wie sehr dem Dichter diese Gedanken am Herzen lagen, zeigt sich darin, daß eine seiner letzten Dich-

tungen, das Epos „Robert und Guiscard“ (1855), nicht nur an ein Kleistsches Thema anklängt, sondern zugleich das Thema der Novelle „Das Schloß Dürande“ wieder aufnimmt und seine Dämonie darstellt an einem Geschehen, das vom Haß beherrscht ist. Gegen den Haß und die Verzweiflung, in der sich nächste Verwandte einander entfremden, stellt der Dichter die Macht einer Liebe, Ehre und Treue, die nicht an den Adel der Herkunft gebunden ist. Das Versagen selbst, aus dem die Katastrophe der Revolution hervorgeht, deutet Eichendorff an, wenn er in das Epos die Verse einflücht:

*Weh, du Land, das keck mich bannte,  
Und da ich zu dir mich wandte,  
Mich blödsinnig nicht erkannte;  
Wo aus den Trümmern nun die blassen  
Geister stieren: Stolz und Hassen,  
Brüder sich ingrimmig fassen.*

Diese Verse sind der Freiheit in den Mund gelegt, und der Dichter entnimmt sie dem Gedicht „Der Freiheit Klage“, das angesichts der Revolution von 1848 entstanden ist. Wir sahen, welche Hoffnungen sich der Dichter nach dem Sieg über Napoleon gemacht hatte, wie andere auch mußte er bald erkennen, wie sehr diese Hoffnungen trogen. Eine immer mächtiger und unduldsamer werdende Reaktion erstrebte die Restauration des Alten. Wie ein Aufatmen geht es durch das Gedicht „Wechsel“ von 1841; aber auch Friedrich Wilhelm IV. versagte, und noch im Jahre 1852 schreibt Eichendorff in einem Briefe an Theodor von Schön, er teile, was den König angehe, ganz seine Wehmut um das schöne zerstörte Bild. Die Vorstellung, die sich Eichendorff von der Freiheit machte, wird in seinen politischen Schriften, die sich mit der Pressefreiheit und mit Verfassungsfragen beschäftigen, deutlich. Es gibt für ihn keine unbedingte Freiheit der Presse, sondern er sieht die Aufgabe darin, gesetzliche Grenzen zu ziehen, die das Interesse der Gesamtheit sichern, ohne die Freiheit des Einzelnen zu zerstören. Er nennt die Pressefreiheit weder mit den einen den „langverheißenen und erwarteten Messias“, noch mit den andern ein „absolut Böses“. Die Gefahr liegt für ihn nicht in dem „an sich unschuldigen Werkzeug der Presse“ sondern in der „Sittenlosigkeit der Geister“, die von der Presse Gebrauch machen. Diese Gefahr wird nicht durch „polizeiliche Palliative“ abgewehrt, ihr wird mit Erfolg nur durch die „Schule tüchtiger Institutionen“, durch „große Tugend der Regenten“ und durch „übermächtige, wahrhafte Talente unter den Regierten“ entgegengearbeitet.

## Alle Ordnung ruht auf Gerechtigkeit

Die Verfassungsfrage, bei der Eichendorff für seine Zeit an die konstitutionelle Monarchie denkt, sieht er im Zusammenhang der geschichtlichen Entwicklung; Verfassungen müssen mit und in der Geschichte wachsen. Sie haben nur „relativen Wert durch Identität mit ihrem Lande und Volke“; denn sie sind keine wissenschaftlichen Hypothesen, sondern das Ergebnis der Erlebnisse und Überzeugungen eines Volkes, und ihre Grundlage ist die „öffentliche Gesinnung, welche das Ganze hält oder bricht, das moralische Volksgefühl von der inneren Notwendigkeit“ der Staatsform. Wenn Eichendorff damit eine konservative Position bezieht, so macht seine Äußerung über die Revolution von 1848 in der Schrift „Der deutsche Roman des achtzehnten Jahrhunderts“ (1851) deutlich, wie wenig seine Denkweise etwa mit der eines politischen Reaktionärs zu verwechseln ist. Im Zusammenhang mit dem Anwachsen antichristlicher Tendenzen in der zeitgenössischen Literatur und Publizistik heißt es dort:

*„Das Jahr 1848 hat auch in diesem Betracht merkwürdige Aufschlüsse gegeben, und es ist deshalb von einer gewissen Seite her jetzt Mode geworden, diesem Jahre alles nur ersinnliche Schlechte zuzuschreiben und ihm dagegen jede historische Bedeutsamkeit abzusprechen. Aber was da Verkehrtes geschehen, war nicht die Schuld von 1848, sondern der früheren Decennien. Das sollte man wohl bedenken, und nicht das Neue nun wieder mit dem Alten anfangen wollen, das doch, nach diesen seinen Früchten, unmöglich so überaus vortrefflich und unfehlbar sein konnte. Es ist töricht und von uns gehörigen Orts auch überall gerügt*

*worden, daß die seichten Aufklärer und ihre terroristischen Nachfolger die ganze große Vergangenheit ausstreichen, um ihre kleine impertinente Gegenwart an die Stelle zu setzen; aber es ist ebenso töricht, die Gegenwart mit ihren unabweisbaren Existenzen zu ignorieren und das Vergangene als Zukunft fixieren zu wollen, als ob nicht alle drei Zeitwandelungen ein unzertrennlicher Strom wären. Das Wahre ist freilich immer wahr und insofern stabil, aber es wiederholt und verjüngt sich, in Sitten wie in Staatseinrichtungen, stets in neuen zeitgemäßen Formen. Es nützt daher gar nichts, mit den Revolutionen zu brechen, sondern mit dem, was die Revolutionen erzeugt, und gegen unsichtbare Gedanken mit Bajonetten fechten, ist allezeit eine Donquichoterie; sie gehen wie ein Miasma durch die Luft über die Bajonette aller Sanitätskordons hinweg und lassen sich nieder, wo und wann ihnen die Atmosphäre eben zusagt“.*

Eichendorff schließt den Gedankengang mit dem mahnenden Hinweis ab, daß alle Ordnung auf Gerechtigkeit beruht, es gebe aber nicht zweierlei Gerechtigkeit auf Erden, eine nach unten und eine nach oben. Darin spricht sich seine Überzeugung aus, daß die immer neu gestellte Aufgabe der Geschichte, das Gleichgewicht zwischen Altem und Neuem, zwischen Vergangenheit und Zukunft, herzustellen, zugleich eine Unterwerfung unter Normen darstellt, die gegeben sind. Das heißt, wie vor allem seine historischen Dramen zeigen, daß Geschichte für ihn ein Geschehen vor Gott ist. Daher kommt es, daß die Revolution von 1848 in seiner Sicht verschuldet ist durch ein ungerechtes Versagen der Frei-

heit und durch ein starres Festhalten am Alten und Vergangenen, ihm jedoch zugleich erscheint als ein Gottesgericht, das er als Dichter schildert mit den Bildern einer elementaren Katastrophe.

Die Größe der Sorge, die Eichendorff den Geschehnissen seiner Zeit, insbesondere der Revolution von 1848 gegenüber ergriffen hat, zeichnet sich ab, wenn wir noch einen Blick auf die Quelle werfen, aus der seine Deutung des Kleistschen Schicksals wie die der Französischen Revolution geschöpft ist. Joseph Görres hatte in seiner Schrift „Deutschland und die Revolution“ (1819), um derentwillen er nach Frankreich flüchten mußte, um dem Zugriff der preußischen Regierung zu entgehen, eine Deutung seiner Zeit gegeben, die um den Gedanken kreist, daß die Unfreiheit der Restauration mit Notwendigkeit die Gefahr der Revolution heraufbeschwöre. Es klang wie eine Herausforderung ohnegleichen, wenn Görres von der Tat Sands, die allen vor der Seele stand, schrieb:

„Wie ein Blitz schlug die Tat ins Volk; seit den Tagen der Erhebung war nichts mehr geschehen, was es ergriffen hätte; was lange unverständlich nach Verständigung gerungen, hatte jetzt das Wort gefunden; eine blutige Tat war wieder der Punkt geworden, in dem aller Gedanken sich versammelten; und die Meinung war schnell über das Ereignis einverstanden: Mißbilligung der Handlung bei Billigung der Motive, erneutes Gefühl der Nähe der ewigen Gerechtigkeit in allen menschlichen Dingen, ein helles Schlaglicht über den Zustand des Vaterlandes hergeworfen, und erneuerte lebendige Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, waren die Resultate der allgemeinen Bewegung, die erfolgt.“

Die Tat war nicht christlich, aber so wendet Görres ein, Gott wecke bisweilen eine „heidnische Tugend“, um die Heuchelei der Christen zu strafen, die selbst mit Leichtsinne Kriege beschließen, in denen Hunderttausende fallen, während sie des Christentums nur gedenken, wenn die Flamme, der sie von ferne mit Vergnügen zugesehen haben, endlich das eigene Dach ergreift. Zugleich erinnert Görres an den Anteil der Unterwelt an der Geschichte, deren Macht nur solange gebannt ist, als Religion und Sitte ihren Ausbruch im Menschenherzen verhindern:

„Aber hat die Siegel eigne Schuld oder das Unglück der Zeit erbroschen, und die Tore zum Unterreiche aufgerissen, dann steigen alle Schrecken aus der Tiefe auf; wie Unwetter zieht es aus dem Abgrund; es faßt den Menschen mit dämonischer Gewalt, und der einzelne Wille vermag nichts mehr gegen die furchtbare Macht, die sich gegen ihn entkettet hat. Die Nacht und alle Furien des Lebens steigen durch jenen Schlund herauf, der Selbstmord und jeder blutige Frevel.“

Das also ist die Gefahr des Dämonischen, das wilde Tier in der Brust, vor dem Eichendorff warnt, wenn er auf Kleists Schicksal und auf die heidnische Tugend seiner Gestalten hinweist; und wenn er in der Gestalt des Malers Albert einen Unglücklichen darstellt, der an seiner Zeit leidend in heidnischer Tugend im Selbstmord endet. Die Gewalt-

taten der Französischen Revolution werden von ihm in „Das Schloß Dürande“ und „Robert und Guiscard“ als mörderische Ausbrüche des Dämons in diesem Sinne verstanden. Das ist auch der eigentliche Hintergrund, der in den Bildern aufscheint, mit denen der Dichter die Übermacht, das Nicht-Menschliche, im Geschehen der Revolution von 1848 zu schildern versucht hat.

Görres war es sehr ernst, wenn er von den Revolutionen sagte, sie seien wie der Tod, vor dem nur Feige zagen, mit dem aber nur die Frivolität zu spielen wagt; sie seien Katastrophen in der Geschichte und so ernstem Inhalts, daß nur Verrückte oder Verzweifelte sie herbeiwünschen könnten. Mit welchen Empfindungen mußte Eichendorff aus seiner, vor allem durch Friedrich Schlegel geweckten Sorge um Deutschland und Europa, mit dem Blick auf die Gegenwart Görres' Gedanken über die deutsche Revolution lesen:

„Eine deutsche Revolution würde mit der Vertreibung aller herrschenden Dynastien, mit der Zerbrechung aller kirchlichen Formen, mit der Ausrottung des Adels, mit der Einführung einer republikanischen Verfassung unausbleiblich endigen; sie würde dann, wenn sie ihren glücklichern Wallenstein gefunden, weil jedes revolutionierte Volk notwendig ein eroberndes wird, über ihre Grenze treten, und das ganze morsche europäische Staatsgebäude bis an die Grenzen Asiens niederwerfen; aber alle diese Herrlichkeiten, wie früher die Niederlande, mit dem Untergange der Hälfte der ansteigenden Generation, mit der Zerrüttung des ganzen Wohlstandes von Deutschland und mit der Verödung aller seiner Gaue durch einen langwierigen Krieg erkaufen, und am Ende nicht viel mehr gewinnen, als jetzt auf wohlfeilere Weise zu erkaufen ist.“

Als Eichendorff im letzten Lebensjahr daran ging, seine Erinnerungen niederzuschreiben, beschwor er zuerst die Studienjahre herauf, und es ist sehr aufschlußreich, wie in der späten Spiegelung Joseph Görres als ein Mann erscheint, dessen geheimnisvolle Gewalt hervorgeht aus der Großartigkeit seines Charakters, der brennenden Liebe zur Wahrheit und einem unverwüstlichen Freiheitsgefühl. Deutlich ist auf „Deutschland und die Revolution“ angespielt und die politische Position des Autors mit Nachdruck bejaht, wenn es heißt:

„Wenn Gott noch in unserer Zeit einzelne mit prophetischer Gabe begnadigt, so war Görres ein Prophet, in Bildern denkend und überall auf den höchsten Zinnen der wildbewegten Zeit weissagend, mahnend und züchtigend; auch darin den Propheten vergleichbar, daß das ‚Steinigt ihr!‘ häufig genug über ihn ausgerufen wurde. Drüben in Frankreich hatte er bei den Banketten der bluttriefenden Revolution, hier in den Kongresssälen der politischen Weltweisen das Mene Tekel kühn an die Wand geschrieben und konnte sich nur durch rasche Flucht vor Kerker und Banden retten, oft monatelang arm und heimatlos umherirrend.“

## Auseinandersetzung mit der geschichtlichen Wirklichkeit

Wie Görres warnt Eichendorff vor der Revolution und wendet sich gegen Restauration und Reaktion; wie Görres sieht er Deutschland und Europa vor Entscheidungen stehen, die über Menschenkraft gehen, weil an ihnen übermenschliche Mächte teilhaben. Das macht ihm das Geschehen der Geschichte zwar rätselhaft, aber in seiner Rätselhaftigkeit nicht sinnlos; denn es ist seine Überzeugung, daß nicht nur Mächte aus dem Abgrund drohen, sondern daß die Weltgeschichte in der Hand Gottes ruht. So endet das mahnende Gedicht „Wacht auf“ (1837) mit der Strophe:

Schon bricht's so dunkelrot durchs Morgengrauen,  
Ob's Blut bedeutet oder feu'ges Lieben,  
Es steht in Gottes Hand geschrieben.

Die historischen Dramen haben in diesem Gedanken ihren geistigen Schwerpunkt. Im Trauerspiel „Ezilin von Romano“ (1828) hat Eichendorff das Schicksal eines Machtmenschen dargestellt, der von sich selber sagt, daß ihn die Völker und die Fürsten hassen. Seine Sterbeszene ist gestaltet als Erscheinen vor Gott als dem Herrn und Richter der Weltgeschichte. Das Gegenbild zur Gestalt des Ezilin ist Heinrich von

Plauen, der Hochmeister des deutschen Ritterordens, in dem Trauerspiel „Der letzte Held der Marienburg“ (1831). Heinrich von Plauen will als Hochmeister den Orden erneuern und entfremdet sich durch den Weg, den er auf dieses Ziel hin geht, die Herzen seiner Ritter. Gescheitert, erkennt der Sterbende, daß er mehr gewollt hat, als dem Menschen in der Geschichte zugemessen ist; und aus dieser Erkenntnis erwächst ihm Zuversicht, wie dunkel auch die Zukunft des Ritterordens vor seinen Augen liegt:

Ein Tropfen kaum war's in dem großen Strom, —  
Gelobt sei Gott! des Herren Wege gehn  
Hoch über die Gedanken weg der Menschen. —  
So laß den Orden nur zusammenstürzen:  
Das Kreuz bleibt stehn, das er gepflanzt im Norden,  
Und über Graun geht frommer Helden Kunde  
Erschütternd fort durch künftige Geschlechter!

Die Ehrfurcht vor dem Ewigen, das teilhat an der Geschichte, und die Demut vor dem Geheimnis, das erst Gottes Gnade und Gericht am

Ende enthüllen wird, hat für Eichendorff nichts zu tun mit einem Verzicht auf die eigene Entscheidung oder gar mit passiver Resignation. Manchmal übermannte ihn zwar der innere Widerspruch gegen die Zeitverhältnisse dermaßen, daß ihm in einem Brief an Theodor von Schön im Jahre 1849 die Äußerung entschlüpft, er wanderte, wäre er reicher und jünger, nach Amerika aus. Wir wissen: der Dichter hat in seinen beiden Romanen den Hauptgestalten den Weg „übers Meer“ ausdrücklich verwehrt; sie bleiben, um Deutschland und Europa zu erneuern aus dem Geist des Christentums; denn er war von der Gewißheit durchdrungen, daß Deutschland und Europa vor Entscheidungen stünden, an denen Mächte aus dem Abgrund teilhaben, denen der Mensch allein nicht gewachsen ist.

Wie Eichendorff als Dichter die geistige Auseinandersetzung mit der geschichtlichen Wirklichkeit seiner Zeit auf seine Weise geführt hat, sei an dem Beispiel der Erzählung „Aus dem Leben eines Taugenichts“ erläutert. Diese Erzählung ist nämlich für die Art, wie Eichendorff sich als Dichter zur geschichtlichen Wirklichkeit gestellt hat, ebenso kennzeichnend, wie ihre heutige Deutung charakteristisch ist für das Mißverständnis, das der Wirkung seines Werkes im Wege steht. Es wurde zu Anfang erwähnt, wie die Erzählung als Musterbeispiel dafür verwendet worden ist, daß Eichendorff ein Dichter der Welt- und Lebensferne und, vom Standpunkt der marxistischen Literaturkritik her, aus Unbehagen an den tatsächlichen Verhältnissen, ein Dichter der Sehnsucht und des Wachtraums sei. Diese Fehldeutungen haben mehrere Ursachen; einmal gehen sie daraus hervor, daß ihre Urheber sich um das Verhältnis Eichendorffs zu seiner Zeit nicht gekümmert haben; zum andern beruhen sie darauf, daß man die Kategorien, unter denen Eichendorff selbst Dichtung betrachtet, nicht berücksichtigt hat. Allein die Tatsache, daß für Eichendorff die Dichtung ihrem Wesen nach „symbolische Poesie“ ist, wie er sie in der höchsten Vollendung im Werk Dantes und Calderons sieht, zwingt jeden zum Nachdenken, der Eichendorffs eigenes Werk verstehen will<sup>3)</sup>. Denn nimmt man noch hinzu, daß Eichendorff, darin Novalis und Fr. Schlegel folgend, dem Märchen als dichterischer Darstellungsform höchsten Rang zuerkennt, so geht es nicht an, seinen Romanen und Novellen Unwirklichkeit nachzusagen, weil sie sich in der Darstellung dem Märchen nähern. Die Märchenform ist nur das Gefäß, in das der Dichter, im Sinne der symbolischen Poesie, den Geist seiner Dichtung gegossen hat.

Es ist also, gemessen an seinem eigenen Maßstab, hohes Lob, der Erzählung „Aus dem Leben eines Taugenichts“ nachzurühmen, in ihr sei der Ton des deutschen Volksmärchens aufs vollkommenste getroffen. Aber es geht nicht an, den „Taugenichts“ daraufhin einen neuen Hans im Glück, den Simplizissimus eines romantisierten Rokoko zu nennen, dem sich der Wunschtraum des Nichtstuns erfüllt. Denn damit ist der Maßstab mißachtet, den Eichendorff selbst anlegt. Zieht man diesen Maßstab aber in Betracht, so erweist sich, daß der „Taugenichts“ tatsächlich im Gegenzug zur aufkommenden Arbeitswelt des neunzehnten Jahrhunderts geschrieben ist; nur nicht aus einem unklaren Unbehagen an den Zeitverhältnissen heraus, sondern im voll bewußten Gegensatz zu gewissen Zeiterscheinungen.

Achim von Arnim und Clemens Brentano hatten im Spätherbst des Jahres 1805 in Heidelberg den ersten Band von „Des Knaben Wunderhorn“ herausgebracht. Auf Eichendorff hat nicht nur der Liedton dieser Sammlung eingewirkt, sondern er hat daraus entscheidende Anregungen für den später entstandenen „Taugenichts“ entnommen. Arnim hatte dem ersten Band den Aufsatz „Von Volksliedern“ beigegeben. In ihm kommt er auf das Absterben der Tänze und Lieder zu sprechen; und sagt dazu an einer Stelle:

„Der Nährstand, der einzig lebende, wollte tätige Hände, wollte Fabriken, wollte Menschen, die Fabrikate zu tragen, ihm waren die Feste zu lange Ausrufungszeichen und Gedankenstriche, ein Komma, meinte der, hätte es auch wohl getan. Noch mehr, seine Bedürftigkeit wurde den andern Ständen Gesetz, weil der Nährstand eines festen Hauses bedarf, so wurde jeder als Taugenichts verbannt, der umher schwärmte in unbestimmtem Geschäfte, als wenn dem Staat und der Welt nicht gerade diese schwärmenden Landsknechte und irrenden Ritter,

diese ewige Völkerwanderung ohne Grenzverrückung, diese wandernde Universität und Kunstverbrüderung zu seinen besten schwierigsten Unternehmungen allein taugten.“

Die Verfolgung der Bettler und die Verachtung der Armut veranlaßt Arnim zu der Bemerkung:

„Wenigstens hätte das doch eine aufrichtige öffentliche Untersuchung erfordert, ob wir auf der Bildungsstufe uns befinden, wo sein eigener Herr nicht sein kann, der sich nicht selbst ernähren kann. Vielleicht würde sich finden, daß keiner mehr sein eigener Herr, daß alle bereits eingefangen in einem großen Arbeitshause: Wozu also das Arbeitshaus im Arbeitshause!“

Es komme, so meint Arnim, darauf an, an eine höhere Darstellung des Lebens, an eine höhere Kunst zu glauben, als die uns umgibt und begegnet; und zwar, da auch der Sonntag jetzt in die Arbeit hineingerissen werde, an einen „Sonntag nach sieben Werktagen, den jeder fühlt, der jedem frommt“. Im Gedanken an einen solchen Ausbruch aus der Welt der Arbeit und des Geschäftes, wendet Arnim sich einigen Beispielen zu, und wenn er ausruft: „Hört nur, wie die Zugvögel schön singen dem neuen Frühling; da ziehen schon die wackern Handwerksgeossen mit Bündel und Felleisen in langen Reihen über den Weg“, so sind wir an der Stelle, wo die Erzählung „Aus dem Leben eines Taugenichts“ beginnt. In der Gestalt des Taugenichts steht leibhaft vor uns — wie Eichendorff es von der symbolischen Poesie verlangt —, was der Aufsatz Arnims als Forderung erhebt. Da bricht ein Mensch auf zur Wanderschaft, singend und spielend, und macht offenbar, daß die Arbeit nicht der einzige Maßstab des menschlichen Daseins ist. Er erhebt das abschätzig „Du Taugenichts!“ zum Ehrennamen; denn in seinem Liede sind eben die die „Trägen“, von denen es heißt: „Sie wissen nur vom Kinderwiegen, von Sorgen, Last und Not um Brot“. Denkt man an Arnims Wort über den Sonntag zurück, dann gewinnt der Satz seinen besonderen Sinn, daß es dem Taugenichts ist „wie ein ewiger Sonntag im Gemüte“.

Der Taugenichts ist weder ein märchenhafter Müßiggänger noch ein antikapitalistischer Vagabund; er ist vielmehr das Gegenbild zu einer Welt, in der alles als Müßiggang verachtet wird, was nicht Arbeit ist. Spiel und Singen, Fest und Feier, sind so seine Sache, wie es in dem Gedicht „Allgemeines Wandern“ vom Dichter selber heißt:

Und die im Tal verderben  
In trüber Sorgen Haft,  
Er möcht' sie alle werben  
Zu dieser Wanderschaft.

Was für ein Mißverständnis also, Eichendorff mit dem Blick auf den „Taugenichts“ Flucht aus der Wirklichkeit in eine Traumwelt nachzureden; in Wahrheit hat er, von Gedanken Arnims bewegt, als Dichter seine Antwort auf eine Frage gegeben, die so sehr ein Anliegen seiner Zeit war, wie sie es noch für uns ist. Wenn sich Eichendorff in der Handschrift der Erzählung „Aus dem Leben eines Taugenichts“ auf der Suche nach dem endgültigen Titel der Novelle notierte: Der graue Troubadour, und: Oder der moderne Troubadour, dann wird auch für den, der ihm auf diesem Wege nicht folgen will, sichtbar, daß der Dichter nicht spielerisch, sondern wie der Heilige des Sonnengesanges — er ist ja der graue Troubadour, den der „Taugenichts“ in neuer Gestalt vergegenwärtigt — aus dem letzten Ernste im Angesicht der Wirklichkeit die festliche Freude schöpft, die den Zwang der Arbeit und der Geschäfte überwindet.

Wir stehen an der Schwelle eines Zeitalters, dessen letzter Maßstab nicht mehr wie selbstverständlich die Arbeit und die Arbeitsleistung ist, sondern in der sich neue Räume des Daseins auftun, die frei sind vom Zwang und Zweck der Arbeit.

Sollte das nicht zugleich die Stunde eines Dichters sein, der wie kein zweiter, und zwar mit vollem Willen, in seinem Werk den Menschen und die Welt ins Zeichen der Freude und der Freiheit gestellt hat?

Eichendorff wußte, daß es im letzten der Geist des Menschen ist, der sich seine Welt schafft, auch wenn er sich in einer Welt einrichtet, die ein großes Arbeitshaus ist; ihr stellte er darum in seiner Dichtung, in ihren Gestalten und Geschehnissen, die Wahrheit entgegen, daß der Mensch, als göttliches Geschöpf, größer ist als alles, was er selbst zu schaffen vermag.

3) Gerhard Möbus, Eichendorff in Heidelberg, Düsseldorf 1954, S. 7 ff. (Erwachen), S. 65 ff. (Erscheinung des Ewigen)

HANS ROTHFELS

## Politik als moralisches Problem

Festrede zur 200-Jahrfeier des Geburtstags des Freiherrn vom Stein, gehalten in der Berliner Kongreßhalle am 26. Oktober 1957

Zum zweiten Mal innerhalb eines Vierteljahrhunderts, tritt aus Anlaß eines äußeren Jubiläums die Gestalt des Freiherrn vom Stein in den breiten Lichtkegel öffentlichen Gedenkens. Daß das heute mit besonderem Nachdruck in Berlin geschieht, der geheimen Hauptstadt deutscher Lande, die zugleich das offenkundigste Symbol ihrer Teilung wie ihrer Zusammengehörigkeit ist, bedarf kaum der ausdrücklichen Begründung. Keines der Stein-Zitate wird bei der 200-Jahrfeier seines Geburtstages vermutlich öfter aufgerufen werden als jene Sätze, die der Reichsfreiherr aus dem Exil in Petersburg am 1. Dezember 1812 an den Grafen Münster schrieb:

*„Es ist mir leid, daß E. E. in mir den Preußen vermuten und in sich den Hannoveraner entdecken. Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland, und da ich nach alter Verfassung nur ihm und keinem besonderen Teil desselben angehörte, so bin ich auch nur ihm und nicht einem Teil desselben von ganzer Seele ergeben.“*

Es wird von der besonderen Bezugnahme auf die alte deutsche Verfassung, die sich in diesem wie in anderen Briefen Stein findet, hier zunächst abzusehen sein, der elementare und verpflichtende Sinn seiner Aussage, seines Bekenntnisses zum g a n z e n Deutschland steht außer Frage. In der Tat läßt sich zeigen, daß der Lebensbereich des Reichsfreiherrn, der um das Lahntal, um Main und Rhein kreiste, und der andere, der für 20 Jahre seinen Mittelpunkt in Westfalen hatte und der die Altersjahre wiederum umfaßt, — daß dieser Bereich mit der Ellipse, deren beide Brennpunkte Berlin und Königsberg waren, innerlich zusammengehört, daß also Westen und Osten in Stein zu fruchtbarster Wechselwirkung gelangten. Jede einseitige Reklamation, erst recht jeder Versuch propagandistischer Festlegung des Reichsfreiherrn von einer tendenziösen Sicht her auf ein abendländisches Kaisertum, auf einen expansiven Nationalstaat, auf ein biologisch verstandenes Deutschtum auf die russische Bundesgenossenschaft oder gar auf die ideologischen Überbauten eines der beiden gesellschaftlichen Systeme, die sich heute bei uns und in der Welt gegenüberstehen, all dies scheidet an seiner höchst eigenwilligen Gestalt und geht an den Grundmotiven seines Denkens und Handelns vorbei, die aus seiner Zeit, einer Zeit des Umbruchs mit starker Verwurzelung noch im alten Europa zu verstehen sind und doch darüber hinaus wirken, weil sie etwa Forderndes haben, untrennbar verbunden mit der Neubegründung unserer politischen und sozialen Existenz.

Mit gutem Recht sind daher im Gedenken an den 100jährigen Todestag Steins im Jahre 1931 die Reichsregierung und die preußische Staatsregierung, der deutsche und der preußische Städtetag zusammengetreten, um die siebenbändige Veröffentlichung des Briefwechsels, der Denkschriften und Aufzeichnungen zu ermöglichen, die als lebendige Quelle des Steinschen Gedankengutes dienen sollten. Die Beteiligung der beiden Städtetage an diesem geschichtswissenschaftlichen Unternehmen rührt an einen zweiten und ebenfalls wohlbekannten Tatbestand, der dem heutigen Festakt in Berlin seinen besonderen Hintergrund gibt, wie er denn von der Freiherr vom Stein-Gesellschaft zusammen mit der Bundesvereinigung der Kommunalen Spitzenverbände veranstaltet ist. Wie man weiß, ist aus dem gesamten Bereich der Umgestaltung des Staats, der Verwaltung und der Gesellschaft, die sich in die knapp 14 Monate von Steins leitender Staatsmannschaft zusammendrängt, die einzige voll ausgetragene und die eigentlich zentrale Reform die preußische Städteordnung vom 19. November 1808 gewesen. Sie war es, weil nur in ihr und mit vollstem Einsatz von Stein sein Wunschbild des Bürgers, der aus der Sphäre egoistischer und klassenmäßiger Befangenheit durch verantwortliche Teilnahme am Gemeinwesen herausgehoben

wird, zu klarstem Ausdruck gelangt ist. Zugleich sollte die städtische Selbstverwaltung die Schule der Nation sein, in der jener Geist gemeinnütziger Tätigkeit erzogen wurde, der den Staat von unten her in einem Stufenbau der Wirkungskreise zu durchdringen und sein obrigkeitliches Wesen mit einem gegliederten genossenschaftlichen Leben zu erfüllen bestimmt war.

Freilich auch die beschwingteste Jubiläumsbetrachtung kommt an der besorgten Frage nicht vorbei, wieviel oder wie wenig vom Steinschen Wunschbild in seiner Zeit oder gar unter uns Wirklichkeit geworden ist, und sie kann die Feststellung nicht umgehen, daß gerade einige der persönlichsten Züge seines Ideals von Selbstverwaltung, bei der wohlverstandenen Eigeninteresse ins Staatsbürgerliche und Sittliche sich fortsetzt, der Boden entzogen worden ist, oder daß sie, wie Friedrich Meinecke es im Gedächtnisjahr von 1931 aussprach, zwischen den beiden Mühlsteinen der Bürokratie und der Massenbewegung zerrieben worden sind. Nicht wenige der damaligen Reden haben von dem Dilemma Zeugnis gegeben, daß Steins Gedankengut sich nicht in ein bestimmtes Verfassungssystem oder Parteischema und ganz gewiß nicht in die kleine politische Münze des Tages umsetzen läßt, ja daß es sich in seiner wertbeständigen Substanz aus der Dynamik des modernen Staates wie der modernen Gesellschaft steter Bedrohung ausgesetzt sieht. Aber niemand vermochte 1931 vorauszusehen, wie tief die Betrachtung binnen knapp zweier Jahre in diese Substanz einschneiden würde, wie sehr gerade der Begriff des Bürgers in seiner politischen wie seiner sittlichen Selbstbestimmung, ja im Worte selbst herabgewürdigt, wie völlig alles Genossenschaftliche im Zeichen der Volksgemeinschaft denaturiert, alles Gewachsene und Autonome in dem der Gleichschaltung unterdrückt werden konnte. Und doch sollte uns selbst der schlimmste Mißbrauch, der mit der Parole „Gemeinnutz vor Eigennutz“ getrieben worden ist, nicht die tiefe Wahrheit verstellen, die sie in Steins Sinn hatte. Auch sollte in dieser Gedenkstunde nicht vergessen werden, wie sehr gerade in trübsten Jahren das Fortleben bestimmter Überlieferungen, die mit dem Namen des Reichsfreiherrn verbunden sind, und eine erneute Besinnung auf sie Quelle der Kraft und des Widerstands gewesen ist. Das gilt von den Männern der hohen staatlichen und insbesondere der kommunalen Verwaltung, von dem Typus, für den Carl Goerdeler, der zweite Bürgermeister von Königsberg und Oberbürgermeister von Leipzig, stellvertretend steht. Hier ging es um Opposition gegen verbrecherischen Dilettantismus und fanatische Demagogie aus einem Ethos des Berufs, das sich im eigenen Pflichtenkreis für Dinge und Menschen verantwortlich weiß und damit ins Grundsätzliche vorstößt, wie ja auch für Stein Verwaltung zur Politik wird, indem sie das Moralische in sich einbezieht.

Noch deutlicher und bewußter ist der Rückgriff auf Stein bei den zahlreichen Plänen des Goerdeler-Kreises und anderer Widerstandsgruppen, die den Neubau des Reichs sehr stark auf lokale Verwurzelung und sachliche Erfahrung von Eingesessenen stellen wollten, auf eine Auslese des politischen Personals, die im kleinen überschaubaren Bereich des Nachbarlichen beginnt und in Stufen aufsteigt. Ja man kann die engen Gemeinschaften selbst, gesinnungsmäßig verbunden, aus denen der Widerstand und der Erneuerungswille im Dritten Reich so wesentlich lebte, in Steins Sinn ansprechen als die gesund gebliebenen „Zellen“ des sozialen Körpers, das Wort in einem edleren als dem heute üblichen Sinn genommen. Und schließlich wird nicht zu verkennen sein, daß in einer dieser Zellen, dem Kreisauer Kreis um den Grafen Moltke, sich Sozialisten und Konservative mit Geistlichen beider Konfessionen auf Grundsätze einigten, die in vielem, etwa im Wechselverhältnis zwischen Besitz und Anspruch, den geplanten Betriebsgemeinschaften und Wirt-

schaftskammern, dem Geist und den Forderungen Steins nahe verwandt sind.

Gleichwohl wird man wieder wie 1931 der Versuchung widerstehen müssen, die Verknüpfungspunkte zwischen dem Reichsfreiherrn und unserer Gegenwart irgendwie auf eine kurzschlüssige Formel zu bringen und sie im Äußeren, im Organisatorischen oder Institutionellen sehen zu wollen, erst recht der Versuchung, uns selbst in der Nachfolge gleichsam wohlwollend auf die Schulter zu klopfen. Wohl läßt sich mit Recht sagen, daß der dezentralistische und föderalistische Aufbau der westdeutschen Bundesrepublik Steins Gedanken in manchem näher steht als es der Weimarer Staat tat, daß es auch Stein in seinem Verfassungskdenken um konservative Gegengewichte gegen jede mögliche Art von Diktatur ging. Wohl kann man auf Artikel 38 des Grundgesetzes verweisen, der die Abgeordneten des Bundestages als Vertreter des ganzen Volkes bezeichnet, „an Aufträge und Weisungen nicht gebunden und nur ihrem Gewissen unterworfen“, — einen Artikel, der in ungebrochener Linie auf die erste Formulierung dieses Prinzips in einem Paragraphen der Städteordnung von 1808 zurückgeht. Vielleicht ist dies wirklich nicht nur, wie man gemeint hat, ein Überbleibsel aus der Mottenkiste des Honoratiorenparlaments, sondern als Postulat unveraltbar und als Schranke gegenüber dem Kollektiven noch heute von potentieller Bedeutung.

Aber wer wollte leugnen, daß ein solches Einzelstück und eine solche Forderung in einer geistigen, politischen und sozialen Umwelt stehen, die der Reichsfreiherr nicht vorausgesehen und ganz gewiß nicht gewünscht hat. Der egalitären Demokratie und dem Parteienstaat stand er denkbar fern. Er war ein Gegner fürstlicher Allmacht und zeitweise der Dynastien überhaupt. Aber was er Freiheit und Bürgertum nannte, war durchfärbt von einem englisch-nordwestdeutschen Ideal des „mit Grundbesitz angesessenen Eigentümers“, das war die Schicht, die vermöge ihres natürlichen Interesses am Gemeinwesen auch die städtische Selbstverwaltung im wesentlichen tragen sollte. Bei allem Verständnis für die sozialen Schäden seiner Zeit, bei aller leidenschaftlichen Abneigung gegen inhaltlos gewordene Privilegien hatte Stein für das Avancieren der Massen und ihre Probleme die entschiedenste Abneigung. So schrieb er, als die Juli-Revolution die neuen Kräfte der Gesellschaft ans

Licht trieb: „Wir leben in einer Zeit, wo man weniger vom Despotismus der Fürsten als dem aufständischen Proletarier zu fürchten hat.“ Das war nicht reaktionäre Altersstimmung, sondern entsprach der steten Grundgesinnung einer in der alteuropäischen Adelswelt geprägten geschichtlichen Gestalt, die ihr ganzes Leben hindurch gegen alle Gleichmacherei und allen unsittlichen Egoismus stand, mochten sie von oben oder von unten kommen.

Nur wenn man dieser geschichtlichen Gestalt kein fremdes Gewand mit dem Faltenwurf späterer Jahrzehnte überwirft, wenn man sie in ihrer großartigen Einmaligkeit wie ihrer zeitlichen Bedingtheit aufzufassen sucht, darf man hoffen, des Übergeschichtlichen und Unbedingten gewahr zu werden, das aus ihr spricht und das uns allerdings in einer Epoche besonders nahe wiederum anrührt, in der es, ebenso wie es für Stein der Fall war, im Einzelleben, in der staatlichen Organisation, in der Gruppierung der Mächte um Grundsätzliches der Gesinnung und um Entscheidungen prinzipieller Art geht. Der Reichsfreiherr würde vermutlich gesagt haben: um Gut oder Böse. Das ist in Zeiten sogenannter „Realpolitik“, die in der Nachfolge Bismarcks den — übrigens auch bei ihm — durchaus fruchtbaren Zusammenhang zwischen Weltanschauung und Politik zerschnitten wähten, oft als befremdend empfunden worden. Immerhin hat man von jeher beachtet, — und das wird nun ausdrücklich als Thema aufzunehmen sein —, daß für Stein Politik in hohem Maße eine Angelegenheit des Charakters und des sittlichen Bewußtseins war. Das heißt gewiß nicht, daß er in einer Welt der Illusionen lebte oder die Wirklichkeit sich idealistisch verklärte. Er kam nicht von der Studierstube und nicht vom Rednerpult, sondern von der nüchteren Prosa täglicher Verwaltungsarbeit her, er hatte 25 Jahre preußisches Beamten-dasein hinter sich im Bergbau und in der Landwirtschaft Westfalens, im Zoll- und Fabriken-, im Handels- und Staatsschulden-Wesen, ehe er zu einer führenden Figur im Staate wurde, und zeit seines Lebens wettete er gegen die deutsche Metaphysik und Metapolitik, die das Herz leer ließen und mit ihren Gespinnsten nur das Handeln lähmten. Er stand fest genug auf der Erde, um das Recht des Kreatürlichen rundweg anzuerkennen. Man müsse, hat er einmal gesagt, „Stillung der sinnlichen Lebensbedürfnisse als notwendige Stütze“ haben, um „das eigentliche Leben, das geistige, sittliche zu leben.“

## Hingabe an gemeinnützige Zwecke

Eben auf dieses eigentliche Leben kam es Stein indessen an, für sich selbst und für ein Volk, dem Ruhe als erste Bürgerpflicht gepredigt wurde, auf ein Sich-Anschließen an übergöistische Ziele, für die das Biologisch-Materielle nur als Voraussetzung dient. Hier wird ein Stück des Zeitlosen greifbar, das mit der geschichtlichen Persönlichkeit Steins verwachsen ist, inmitten aller Zeitlichkeit, inmitten auch all der oft erörterten Einflüsse, die auf ihn wirkten. Sie rühren nicht an das Eigenste, das Moralische in Stein. In den ersten Sätzen der Selbstbiographie, die er auf Wunsch des bayerischen Kronprinzen niederschrieb, wird als Erbschaft des Elternhauses neben den Ideen von Religion, Vaterlandsliebe, Standes- und Familienehre in schlichten Worten genannt: „die Pflicht, sein Leben zu gemeinnützigen Zwecken zu verwenden.“

Das ist in der Tat ein Leitmotiv gewesen für Stein selbst und für das, was er im gegliederten Aufbau des Volksganzen zu verwirklichen strebt. Durch Hingabe an gemeinnützige Zwecke wird der öffentliche Dienst sittlich und Verwaltung damit zur Politik, zu einer Sache des Charakters, der nach Steins Auffassung auf dem religiösen wie auf dem vaterländischen Geist beruht. Er würde nicht zugegeben haben, daß die Politik nach einem allzu geläufigen Wort den Charakter verderbe, obwohl ihm die Erfahrung, gegen sein eigenes ethisches Maß handeln zu müssen, nicht erspart geblieben ist; für ihn konstituierte vielmehr der Charakter recht eigentlich das Politische.

Es wird das hier in der biographischen Entwicklung nur eben anzudeuten sein. Schon in einem der frühesten Briefe an den Jugendfreund Reden bekennt sich der 25jährige zum „Ekel vor der Polierarbeit bloß mechanischer Geschäfte“, aber auch zur Überzeugung, daß keine Leidenschaft die ruhige Zufriedenheit gewähren kann, die „eine beständige bestimmte Tätigkeit für das allgemeine Beste gibt“. Gemeinnützige Tätigkeit taucht in den Zeugnissen immer wieder als Maßstab für sich und

andere auf, sie sei die erste Pflicht des Menschen, heißt es wohl einmal mit scharfer Wendung. Es ist die Aussicht auf solche Tätigkeit gewesen, die Stein 1780 in den preußischen Staatsdienst geführt hat, in die Bergwerksverwaltung zuerst, die unter einem unbürokratischen Vorgesetzten eben aufblühte und ihn ansprach, durch die Gewähr steter Fühlung mit praktisch tätigen Menschen und der freien Natur.

Auf lange hinaus bewahrte er gegenüber dem norddeutschen Territorialstaat, dem er diente, eine innere Wahlfreiheit, in der sich der Protest gegen seinen mechanistischen Aufbau mit der Verehrung für den großen König mischt. Noch 10 Jahre später spricht Stein in einem Brief von der Idee, sich zu expatriieren, aber, so fügt er hinzu, „noch sind mir meine Dienstverhältnisse lieb wegen der Gelegenheit, so sie mir geben, zu gemeinnütziger Tätigkeit“. Sie hat ihn verwurzeln lassen, in Westfalen zuerst und durch Westfalen im preußischen Staat. Sie sah ihn 20 Jahre lang als Leiter der Bergwerke, als Kammerdirektor und Kammerpräsident, sie brachte ihn in fruchtbare Berührung mit den im Westen noch lebendigen Resten ständischer und bäuerlicher Selbstverwaltung. Sie bestärkte ihn im Glauben an ein unverbogenes Menschentum, das sich nicht gefügig duckt oder nach Gunstbezeugung hascht, sondern in seiner natürlichen Würde ruht. So wie er es noch im Alter von seinen Westfalen gesagt hat: „Wenn ich hier meinen geringsten Nachbar nicht grüße, so grüßte er mich auch nicht.“

Fragt man nach den Ansätzen der Reform in diesen 20 Jahren, so wäre vielerlei zu erwähnen, die Befreiung der Domänenbauern, an der Stein tatkräftig mitwirkte, sein Vorschlag, die Knappschaftsältesten von den Bergleuten selbst wählen statt vom Bergamt einsetzen zu lassen, überhaupt und immer wieder sein Drängen auf Verbindung der Eingesessenen mit der Administration. Aber der politische Atem fährt in all das doch erst hinein in der Abwehr zunächst der französisch-

revolutionären, dann der napoleonischen Überflutung. Höchst charakteristisch für den Verwaltungsbeamten Stein, wie er über alle Kompetenz- und Ressortfragen hinweg, verantwortungsfreudig den Widerstand gegen den Einbruch in das Rheinland zu organisieren sucht, in elementarem vaterländischem Empfinden, empört über die Entwürdigung und Erniedrigung der deutschen Nation, in leidenschaftlichem Protest gegen die Feigheit der Höfe, die Lauheit der Kabinettsdiplomatie, die Mattigkeit der Kriegführung. Aber nicht weniger charakteristisch ist, wie dies Nationale sich sofort ins Sittliche und Religiöse erhöht, ja daraus, d. h. aus dem Gegensatz gegen ein verdammenswertes revolutionäres System, seine eigentliche Rechtfertigung zieht. Was in Frankreich seit 1789 geschah, hat Stein zunächst mit sachlichen Interessen beobachtet, er war nicht unempfindlich für den Aufbruch spontaner Kräfte, er wird ebenso wie die militärischen Reformer in Preußen davon zu lernen suchen, freilich in sehr eigener Weise, mit einem bezeichnenden Vorrang des Pflichtgedankens vor dem Rechtsgedanken, in einem groß gedachten Versuch, den Egoismus zu bannen, indem der Reichsfreiherr nach seiner Art die Hauptursache des Abgleitens der Revolution in Gewaltherrschaft, Terror und Angriff nach außen sah. Schon 1793 ist ihm Frankreich „das Land der Anarchie und Sittenlosigkeit“, seine Hauptstadt „der Sitz aller Scheußlichkeiten“. Dies moralisierende Urteil bleibt sich gleich durch die Jahre hin, es bestätigt sich in Betrachtungen zur französischen Geschichte und zum französischen Nationalcharakter, und es erreicht den Gipfelpunkt im Anringen gegen das napoleonische Regime,

## Belebung des Gemeingeistes und Bürgersinns

Stein selbst, seit 1804 Minister des Akzisen- und Fabriken-Departments in Berlin, gehörte zu denjenigen, die der immer wieder in Kapitulationen endenden Neutralitätspolitik Preußens scharf entgegentraten und auf Krieg drängten. Sehr bezeichnend wiederum sah er den Grund der Schwäche des Staates nicht in einem Machtdefizit, sondern in charakterlichen Mängeln, in einem moralischen Defizit. So richtete sich seine erste Reformdenkschrift gegen das Regieren im Dunkeln, durch die Kabinettsräte, die ihm sittlich verderbte Höflinge waren; in männlichem Bedürfnis nach klarer Verantwortung forderte er einen Staatsrat aus Fachministern gebildet, der damit aus einer obersten Verwaltungsbehörde zu einer politischen Instanz, zum Ansatz einer konstitutionellen Vertretung gegenüber dem König werden sollte. Praktisch gab dieser nach der äußeren Niederlage Steins Forderungen weitgehend nach, aber der Reichsfreiherr beharrte so unerbittlich auf dem Grundsätzlichen seiner Stellungnahme, daß es im Januar 1807 zum Bruch kam. Indem Stein dem König nach aller dynastischen Begriffswelt und aller Dienstpragmatik als „widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener“ erscheinen mußte, wird im Gegenbild das Eigenste deutlich, das er einzusetzen hatte.

Die Aufgabe, wie er sie sah, hat er während der Zeit erzwungener Muße in einer genialen Skizze umrissen. Auch sie, als Nassauer Denkschrift berühmt geworden, geht von der praktischen Erfahrung des in den Geschäften Bewanderten aus, sie entwickelt nicht ein gedanklich vorgefaßtes System. Sehr nüchtern werden die Schäden der bisherigen Verwaltung geschildert, ihre Belastung durch kleinliche Gegenstände und den Dienstmechanismus, die Fremdheit zentral gelenkter Beamter gegenüber dem Lande, mit dem sie in keiner natürlichen Verbindung stehen, der Mietlingsgeist einer besoldeten Bürokratie. Und demgegenüber noch einmal die Berufung auf Steins Diensterfahrung, die ihn von der Vortrefflichkeit zweckmäßig gebildeter Stände überzeugt habe, von der Wohltätigkeit der Selbstverwaltung in Kreisen und Provinzen, durch gewählte Magistrate, durch Zuziehung ständischer Deputierter zu den Regierungskollegien. Es ist hier, daß die Erfahrung in das Postulat umschlägt: All dies, so erklärt Stein, sei ein kräftiges Mittel „die Regierung durch die Kenntnisse und das Ansehen aller gebildeten Klassen zu verstärken, sie alle durch Überzeugung, Teilnahme und Mitwirkung bei den Nationalangelegenheiten an den Staat zu knüpfen, den Kräften der Nation eine freie Tätigkeit und eine Richtung auf das Gemeinnützige zu geben, sie von müßigem sinnlichem Genuß oder von leeren Hirngespinnsten der Metaphysik oder von Verfolgung bloß eigennütziger

das für Stein Tyrannis im Inneren und despotischer Anspruch über Europa hin war, — in beidem das böse Prinzip schlechtweg, so wächst der Befreiungskampf, in dessen Vorbereitung Stein eintritt, vollends ins Moralisch-Religiöse empor, er wird zur Entscheidung letztlich zwischen Gott und dem Teufel.

Wir sind aus gutem Grunde heute empfindlich gegen die allzu nahe Vermischung des Vaterländischen mit dem Religiösen, und kein Historiker wird Steins Urteile so unterschreiben wollen. Aber aus dem ethischen Kern seines Wesens sind sie nicht wegzudenken. Und entsprachen sie nicht — in höchst persönlicher Form — der tatsächlichen Zweiteilung Europas, die in damaligen wie in heutigen Kategorien — nur mit Umkehrung der Fronten — eine zwischen Freiheit und Unfreiheit war? Zudem, wenn Stein die eine Seite schwarz sah, so war er weit entfernt, die andere weiß zu finden. Nur Ansätze zu einer besseren Ordnung lagen aus altdeutscher Zeit bereit, die es zu entwickeln galt, im Kampf gegen Lässigkeit und Sinnlichkeit, im Aufruf zu gemeinnützigem Handeln, als der stärksten diesseitigen Hilfskraft im Ringen mit der Sünde. Von dieser Sicht her war der unsittlich machende Despotismus von außen, dem der Befreiungskampf galt, nur das Spiegelbild eines Despotismus von innen. Nur deshalb war eine unterdrückende Weltherrschaft möglich geworden, weil der fürstliche Obrigkeits- und Beamtenstaat den deutschen Charakter gelähmt und Menschen gebildet hatte, denen in Steins Worten ein „freudloses Hinstarren jeden seelischen Aufschwung nimmt“.

*Zwecke abzulenken und ein gut gebildetes Organ der öffentlichen Meinung zu erhalten . . .“*

Noch einmal ruft sich Stein gleichsam zurück, indem er auch auf die materiellen Vorteile der Ersparnisse an Verwaltungskosten und Beamtenapparat verweist, aber sofort und mit dem vollen Nachdruck auf dem Ethisch-Politischen fügt er hinzu:

*„Viel wichtiger ist die Belebung des Gemeingeistes und Bürgersinns, die Benutzung der schlafenden oder falsch geleiteten Kräfte und der zerstreut liegenden Kenntnisse, der Einklang zwischen dem Geist der Nation, ihren Ansichten und Bedürfnissen und denen der Staatsbehörden, die Wiederbelebung der Gefühle für Vaterland, Selbständigkeit und Nationalehre.“*

Es wird aus solchen Zitaten vollends deutlich, daß es für Stein in der Politik des Reformjahres um eine doppelte Pädagogik gleichsam ging, nicht nur um die Verlebendigung des Staates durch einen von unten her ihn erfüllenden Geist, der, in seinen Worten, „nur durch unmittelbare Teilnahme am öffentlichen Leben sich bildet, zunächst aus Liebe zur Genossenschaft, zur Gemeinde, zur Provinz entspringt und sich stufenweise zur Vaterlandsliebe erhebt.“ Ebenso ging es ihm um die Ausbildung des eigentlichen Menschen. Es ist bekannt, daß Stein sich wiederholt zu den Prinzipien der Pestalozzischen Pädagogik bekannt hat.

„Was Erziehungsanstalten für die Jugend“, so schrieb er noch in späteren Jahren, „das ist Anteilnahme an staatlichen Angelegenheiten für den Älteren“, er wird zuletzt genötigt, „seine Aufmerksamkeit und Fähigkeit von dem Persönlichen auf das Gemeinnützige zu wenden.“

Die Frage, wie weit diese Gesinnungen und Prinzipien im Neubau von Staat und Gesellschaft Verwirklichung fanden, ist hier nur noch eben zu streifen. Als Stein der Rückberufung bedingungslos folgend im Oktober 1807 nach Memel kam, fand er das Edikt über die Bauernbefreiung schon fast vollendet vor. In der äußersten östlichen Provinz, in die der preußische Staat sich zurückgestaut sah, waren eigene Reformgedanken lebendig, auch sie ethisch und volkswirtschaftlich zugleich, von Kant und dem Nationalökonom Kraus aufs stärkste angeregt. Sie zielten auf persönliche Freiheit und Menschenwürde, auf Heraus-treten aus der Unmündigkeit, auf Lösung der Bindungen an Boden, Stand und Geburt. Stein konnte durch seinen Einsatz bewirken, daß das Oktober-Edikt sofort auf den ganzen Staat ausgedehnt und ein bestimmtes Maß von Bauernschutz beibehalten wurde, damit der wirtschaftlich Schwächere nicht der neuen Freiheit zum Opfer fiel. Bauern-

reform sollte zugleich Adelsreform sein gegen Latifundien wie gegen Zwergbesitz. Aber der Unterbau von ländlicher Gemeindevertretung und Kreisverfassung blieb unerfüllt, erst recht die Weiterführung über Provinzialstände zur Nationalrepräsentation. Und die Freiheit des Güterverkehrs kam unter Hardenberg schließlich nicht dem Bauernstand, sondern dem Grundadel zugute.

Mehr vom Eigensten Steins wirkte in der neuen Behördenorganisation sich aus, in der Absage an das, was er den „Buralismus“ nannte, an das französisch-einzelbeamtliche Präfektursystem, in der Betonung kollegialisch-genossenschaftlicher Ordnung, vor allem im Versuch, Männer des praktischen Lebens an die Ministerien und Provinzialregierungen anzugliedern, überhaupt in der Verklammerung von Ehrenamt und Bürokratie. In die lokale Sphäre sollte die letztere nach dem Wunsch Steins überhaupt nicht herunterreichen. Das war für ihn ein Grundgedanke der Städteordnung, in der, wie berührt, der reinste Guß gelang. In der Übereinstimmung des Reichsfreiherrn mit seinen ostpreussischen Mitarbeitern, vor allem dem Königsberger Polizeidirektor Frey, versinnbildlichte sich das Zueinandertreten staatlicher und genossenschaftlicher Überlieferungen. Schon von Westfalen aus hatte Stein beachtet, daß in den Städten auf kolonialem Boden, in fremder nationaler Umwelt, — er nannte Thorn und Danzig — sich korporatives Leben frischer erhalten hatte als sonst unter absolutistischem Druck. In Königsberg aber war es das staatliche Beamtentum selbst, das schon vor 1806 Hand anlegte, um das gesunkene Bürgertum zu kräftigen. Die Notzeit brachte dann den Durchbruch zu Entwürfen für eine städtische Repräsentation, nicht mehr von den Zünften gewählt und an ihre Aufträge gebunden, sondern berechtigt und befugt, für die Gemeinde zu sprechen und zu handeln. Nicht-Annahme der Wahl sollte als Mangel

an Bürgersinn und Ehrgefühl gelten. Man sieht hier die gleichen ethischen Grundvorstellungen, die auch in Stein lebendig waren, wie denn in der Städteordnung die Verweigerung ehrenamtlichen Dienstes mit Strafe belegt wurde. In Königsberg zog dieser Moralismus seine besondere Nahrung aus der geistigen Luft der Kantschen Philosophie. Es ist der Polizeidirektor Frey gewesen, der dann über Steins Nassauer Pläne hinaus die Stellung der Stadtverordneten so erhöhte, daß zum ersten Male auf preußischem Boden das konstitutionelle Modell Wirklichkeit wurde: eine Stadtregierung aus der gesetzgebenden Versammlung hervorgehend, die ihr gegenüber das vollste Budget- und Kontrollrecht hat.

Von ferne erinnert das an die französische Verfassung von 1790. Aber zugleich wird der tiefe Unterschied und das sehr Eigene deutlich, auf das es Stein und seinen Mitarbeitern ankam. Während im französisch-zentralistischen Staatstypus die Stadt nur ein zahlenmäßiger Ausschnitt der einen unteilbaren Nation war, legte die preußische Reform gerade allen Nachdruck auf Gliederung und körperschaftliches Eigenleben. Jede Stadt hat ihr besonderes Statut, und die neuen Wahlkörper, die Bezirke, sollten auf alle Weise, namentlich vermöge des Geistes nachbarlicher Solidarität zu korporativer Selbständigkeit erweckt werden. In vielen Einzelheiten der Städteordnung findet man Steins Liebe für die Lokalvernunft, für die kleinen Einheiten, die zu höherer Verantwortung erziehen, für die Brunnenstuben eines gesunden öffentlichen Lebens. Immer wieder findet man den Appell an Ehrenhaftigkeit und Bürgermoral. So hat Stein schließlich in der endgültigen Fassung der Städteordnung den König es als Kerngedanken aussprechen lassen, daß es gelte, *„das bisher nach Klassen und Zünften sich teilende Interesse an einem Vereinigungspunkt zu sammeln und durch Teilnahme Gemeinsinn zu erregen und zu erhalten.“*

## Den sittlichen Geist der Nation heben

Man wird sehr wohl sagen können, daß in der denkbar liberalsten Bemessung der Selbstverwaltungsrechte die Ergebnisse dieses Erziehungsprozesses schon vorausgenommen wurden. Enttäuschungen konnten nicht ausbleiben, und Zurückschneidungen namentlich in der Verfügungsfreiheit über das Gemeindevermögen waren unvermeidbar. Man wird weiter, wie das eingangs berührt worden ist, gewiß nie vergessen dürfen, wie stark das Steinsche Modell bürgerlichen Lebens historisch bestimmt war, und was alles an sozialem und psychologischem Wandel zwischen damals und heute liegt. Aber ob deshalb das, was einmal fruchtbare geschichtliche Wirklichkeit war, und als solche fortgezeugt nun zum alten Eisen gehört? Keine freiheitliche Ordnung kann vom Rahmenwerk der Institutionen her begründet oder gegen den Angriff des Totalitären von innen wie von außen aufrecht erhalten werden, wenn — um zwei Stein-Zitate entsprechend umzukehren —, das *„Merkmal des Bürgers“* nicht mehr *„Teilnahme an dem Gewirre der menschlichen Angelegenheiten“* ist, sondern nur noch *„Erwerb und Genuß“* oder wenn der Staat *„keinen sittlichen Zweckzusammenhang“*, sondern nur *„einen Landwirtschaftlichen- oder Fabrikenverein“* darstellt.

Die Städteordnung ist das einzige Reformgesetz, das Steins Unterschrift trägt. Wenige Tage nach ihrem Erlass setzte der Eingriff Napoleons seiner preußischen Laufbahn ein Ende. Eben dies gehört im ganzen ja zum Wesen der Reform, daß ihr der Imperator jeden Tag den Boden entziehen konnte, wie umgekehrt, daß sie mit allen Einzelmaßnahmen auf einen nahen Tag der Erhebung zielte. In seiner Autobiographie stellt Stein das durchaus voran:

*„Man ging“,* heißt es da, *„von der Hauptidee aus, den sittlichen, religiösen, vaterländischen Geist in der Nation zu heben, ihr wieder Mut, Selbstvertrauen, Bereitwilligkeit zu jedem Opfer für Unabhängigkeit von fremden und für Nationalehre einzusüßen, um die erste Gelegenheit zur Unternehmung des blutigen, wagnisvollen Kampfes für beides zu ergreifen.“*

Diese Gelegenheit schien sich mit den österreichischen Vorbereitungen zum Krieg und dem Aufstand in Spanien zu bieten. Stein, der sich monatelang diplomatisch um eine Milderung der Notlage Preußens bemüht hatte und nur noch die Alternative völliger Einpassung in ein Satellitendasein oder revolutionärer Erhebung sah, trat für die letztere

mit aller Leidenschaft ein, mehr um der sittlichen Pflicht des Widerstands als um unmittelbarer Erfolgsaussicht willen. Aber weder das Handwerk des Diplomaten noch das des Verschwörers waren seinem Wesen gemäß. Ein unvorsichtiger Brief gab Napoleon neue Druckmittel gegen Preußen in die Hand und die Möglichkeit, im Zusammenwirken mit Steins inneren Gegnern die Entlassung des gefährlichen Ministers zu erzwingen. Als Geächteter mußte er bei Beginn des Jahres 1809 außer Landes gehen.

Das führt auf einen letzten Ausblick. Wie das Exil äußerlich Stein von jeder Bindung an einen deutschen Einzelstaat löste, so tritt auch in seinen Gedanken und Aufrufen nun das Gemeinsam-Vaterländische beherrschend hervor. Es wurden eingangs die Sätze aus seinem Brief vom Dezember 1812 über *„das eine Vaterland“* zitiert, denen sich andere ähnliche anschließen ließen. Man hat darob wohl Stein als den ersten rein nationalen Staatsmann der deutschen Geschichte gefeiert. Aber das Freisein von allen partikularen Interessen — mit allem Gepäck hinter sich geworfen — ist nicht das einzige, was uns den Reichsfreiherrn ehrwürdig macht. Daneben steht — und keineswegs doch wohl für uns so befremdend heute — jene aufs stärkste fortwirkende Überzeugung vom Eingeflochtensein aller Politik und ganz gewiß des deutschen Schicksals in einen weltanschaulichen Dualismus, in eine Entscheidung zwischen Prinzipien menschenwürdigen und menschenunwürdigen Lebens. Im Rahmen einer solchen universalen Konzeption konnte nationale Selbständigkeit nicht ein letzter Wert sein. Wohl wirkten in dieser Auffassung altertümliche Elemente aus der weltbürgerlichen Bildungswelt des 18. Jahrhunderts nach, aber zugleich greift sie erregend voraus, und unrealistisch war sie in der großen Krise der Jahre 1812–15 ganz gewiß nicht. Auch damals bildete die Frage der Befreiung und der Einheit Deutschlands den Schlüsselpunkt im Ringen um die Befreiung Europas und eine neue Solidarität der europäischen Völker. Es fochten Deutsche in russischen, in englischen, in spanischen Reihen, Fügsamkeit oder Erhebung war im ganzen Satellitenbereich umkämpft, es zogen sich Gesinnungsfronten über Staaten und Nationen hin. So hat es Gneisenau im Herbst 1812 in Worten ausgesprochen, die uns heute weniger überraschend sind, als sie einem nationalstaatlichen Jahrhundert sein mußten, und die gewiß ganz im Sinne Steins waren:

„Die Welt scheidet sich ab in solche, die gezwungen oder freiwillig für Bonapartes Ehrsucht oder dagegen stehen. Auf das Gebiet der Länder scheint es hierbei weniger anzukommen als auf das der Grundsätze.“ Von diesem Boden aus gelang Stein eine Leistung, die für den Erfolg des Befreiungskampfes von größter Tragweite war. An sich mußte für den Zaren von der Staatsraison und dem russischen Nationalinteresse her das Stehenbleiben an der ostpreußischen Grenze nebst territorialem Gewinn in Polen und Deutschland höchst anziehend sein. Stein aber erfüllte ihn mit der Gesinnung einer gesamteuropäischen und einer prinzipiellen Entscheidung, die bis zum Ende durchzukämpfen war und den Reichsfreiherrn mit seiner Überzeugungskraft der Wirklichkeit näher erweist als alle sogenannte Realpolitik. Es ist von dem Grundsätzlichen, um das es ihm ging, wie von Steins Wesensart überhaupt schlechterdings nicht abzutrennen, daß er auch in den weiteren Plänen, die er

dann für die deutsche Zukunft entwarf — einer Einheit, auf den Quadern der Vergangenheit aufzubauen — sie nie isoliert, vom Boden etwa des Volks- oder Staatsegoismus sah, sondern immer im europäischen Rahmen und dem einer sittigenden Gemeinschaft, standfest gegen neue Überflutungen. Man wird sagen können, daß wie bei der Städteordnung so auch hier die Ergebnisse eines Erziehungsprozesses vorweggenommen wurden, im äußeren Bereich einer Erziehung zur Solidarhaft freiheitsliebender Völker, die sehr viel später und sehr schmerzlich noch einmal nachexerziert werden mußte. Mehr noch als in den Ansätzen staatlich-gesellschaftlicher Reform tritt damit das Fordernde statt des Verwirklichten ins Blickfeld. Aber die ethisch-pädagogische Grundgesinnung ist die gleiche, innen und außen: Deutschland eine Provinz im Reiche des Sittlichen und eben darum Glied in einer Gemeinschaft, die das Unrechte abwehrt, weil und insofern es nicht nur eine Nation, sondern das Menschliche überhaupt bedroht.

FRITZ WAGNER

## Freiherr vom Stein: Ordnung und Freiheit

Vortrag vor der Wittheit zu Bremen, gehalten am 25. Oktober 1957 zum 200. Geburtstag des Freiherrn vom Stein.

Für manche von Ihnen mögen die letzten großen Steinfeiern heute wieder aus der Erinnerung auftauchen; sie galten im Jahr 1931 dem hundertsten Todestag des Freiherrn, und sie wurden durch biographische Werke unterstützt, die in souveräner Beherrschung des wissenschaftlichen Materials das Steinbild prägten. Gerhard Ritters zweibändige Biographie, von klassischem Rang, soll in Kürze in umgearbeiteter, konzentrierter Form auf dem Büchermarkt erscheinen. Wir erinnern uns aber auch dankbar des schmaleren Bandes, den ein anderer heute führender deutscher Historiker, Franz Schnabel, damals veröffentlichte und der deutschen Jugend widmete. Das schönste wissenschaftliche Echo, das die Hundertjahrfeier des Todestages fand, war freilich die siebenbändige, von Erich Botzenhardt besorgte Ausgabe des Briefwechsels, der Denkschriften und Aufzeichnungen — die Voraussetzung dafür, daß sich in- und ausländische Forschung seitdem in zahlreichen Untersuchungen mit Person und Werk des großen Toten beschäftigt hat.

Die Feiern von 25 Jahren sind des Nachdenkens wert. Den Grundton bildete der Aufruf zu nationaler Selbstbesinnung in einer Zeit innerpolitischer Zerrissenheit und steigender wirtschaftlicher und sozialer Nöte. Beschwörende Mahnung, zu Kerngedanken der preußischen Reform für das Gesamtvolk zurückzufinden! Die Person zu retten vor dem hundertfältigen Zugriff der Bürokratie, staatliche Allmacht aufzugliedern in ein vielfältiges Zusammenspiel von Selbstverwaltung, dem einzelnen Staatsbürger Ziele zu stecken im bewußten, von ihm verantworteten Dienst an der Allgemeinheit! Die Zeit war dazu angetan, Rettung durch eine sittliche Erneuerung von Gesellschaft und Staat, Politik und Wirtschaft, Erziehung und Bildung im Spiegel eines großen Charakters zu empfehlen. Es beriefen sich aber auf ihn sehr unterschiedliche Kräfte im damaligen politischen Leben Deutschlands. War er wirklich einer der führenden konservativen Geister unserer Geschichte, selbst zutiefst in der Herkunft verwurzelt und auf sie bauend, oder durfte man vielmehr sein revolutionäres Aufbegehren gegen feudalen Partikularismus in Anspruch nehmen und in ihm einen Bahnbrecher zu bürgerlichem Liberalismus sehen? War er der Konstitutionelle, der Vater des Parlamentarismus, auf dem Wege zur modernen republikanischen Staatsform, der Vorkämpfer individueller Freiheiten, der Föderalist, oder fand man ihn auf der Seite des starken und einheitlichen, militärisch schlagkräftigen Staates? Offenbar war sein Gedankengut so sehr in die Strömungen des 19. Jahrhunderts eingegangen, so sehr in den bizarren Gang des deutschen Schicksals eingeschmolzen worden, daß man ihn nun im Ge-

wühl der Parteimeinungen von rechts und von links zitierte, bald als Revolutionär, bald als Reformator, als Pionier einer organischen Entwicklung feierte.

Ein Vierteljahrhundert später haben sich die Fragestellungen in einer Weise verschärft, die sich damals niemand träumen ließ. Der Wandel einer so kurzen Zeitspanne ist so ungeheuerlich, daß der Zweifel wohl aufkommen mag, ob wir heutzutage nicht einer künstlichen Schattenbeschwörung verfallen. Viele der 1931 noch klangfesten ethischen Parolen sind verbraucht, und begeben wir uns von heute aus in die Lebenszeit des Freiherrn selbst, so stoßen wir Schritt um Schritt auf uns meilenweit entrückte Welten von Vorstellung, Begriff, Gefühl, Glaube. Selbst eine von ihm so hochgehaltene und von den Nachfahren vielgerühmte Zielsetzung wie die Selbstverwaltung scheint heute imstande, sich in das, was er wie kein anderer hatte, in bürokratische Allgewalt, zu verwandeln. Und wie sehr hat sich beispielsweise der ideale, nicht nur der empirische Gehalt der nationalen Souveränität seit der Weimarer Zeit, geschweige denn seit dem Europa von 1815 verändert! Kaum ein Staat des europäischen Festlandes besitzt noch die althergebrachte Selbständigkeit, in übernationalen Zusammenschlüssen beginnt man freiwillig auf angestammte Souveränitätsrechte zu verzichten. Das Zeitalter der deutschen Erhebung und der Befreiungskriege! Der Ruf zu den Waffen als ultima ratio gegen Unterdrückung, Aufteilung und Versklavung ist inzwischen zu selbstmörderisch geworden, ein Krieg der Physiker und Techniker würde das Ende der Menschheit, die Vernichtung des Planeten bedeuten.

Orientieren wir uns zunächst an dem Geburtsjahr 1757, dessen zweihundertste Wiederkehr wir nunmehr in zahlreichen Feiern begehen! Es ist zugleich das Geburtsjahr von Alexander Hamilton, einem Mitbegründer des nordamerikanischen Bundesstaates, und eines der führenden Männern der französischen Revolution, Lafayette. Die Welt kennt diese beiden Namen sehr viel besser als den des Deutschen, und sie verbindet sie mit Recht mit dem unwiderstehlichen Siegeszug demokratischen Gedankengutes, der die Moderne trotz aller Rückschläge bestimmt. Altertümlich, ja verschoben und nur einen kurzen Augenblick in einer besonderen Situation aufleuchtend erscheint demgegenüber der noch als Reichsritter geborene Freiherr. In den engen Bereichen der preußischen Provinzen am Rhein und in Westfalen wirkend, dann im Münsterland, nach der Katastrophe des preußischen Staates endlich leitender Minister, aber kaum länger als ein Jahr (10. Juli 1807 bis

24. November 1808); in die Leitung der Staatsgeschäfte ist der in Österreich und Rußland weilende Emigrant auch nach den Friedensschlüssen nicht mehr zurückgekehrt. Den Ruhm am preußischen Reformwerk teilt er mit anderen, und von seinen originellen Beiträgen ist das meiste, vor allem die stufenweise Aufgliederung des Staates in mitregierende Körperschaften, nicht durchgeführt oder, wie die Reform der Ministerialverfassung, verwässert und umgebogen worden. Den Wiener Kongreß, die Versammlung der führenden Staatsmänner der Alten Welt, vermochte er durch seine Wünsche und Träume zur Neugestaltung des Deutschen Reiches nicht zu beeindrucken. Lange Jahrzehnte seines Lebens vor und nach dem entscheidenden Reformjahr sind vielfältigen und ausgezeichneten Leistungen eines großen Kommunalpolitikers und Wirtschaftspraktikers vorbehalten, so daß das Fragmentarische und Kurzlebige seiner staatsmännischen Tätigkeit sich davon um so deutlicher abhebt.

Zweifellos hat Stein jegliche Aufgabe, der er sich gerade widmete, in einem hervorragenden Sinn als politische aufgefaßt, indem er auch sein alltägliches Tun immer auf die Allgemeinheit bezog, der er im kleineren oder größeren Wirkungskreis zu dienen suchte. Man kann ihn somit als einen durch und durch politischen Menschen bezeichnen, sofern man das Wesen des Politischen im sozialen Verantwortungsbewußtsein und in der Abkehr von privaten Wünschen sieht. Aber gehört er in spezifischer Weise zu den großen politischen Tätern? Er war eine außerordentlich willensstarke Natur und einer der Mutigsten in einer an wagemutigen Gestaltern nicht armen Zeit, er war von leidenschaftlichem Wesen und an größten Zielsetzungen orientiert, doch fehlte ihm unter den Voraussetzungen des echten Staatsmannes eine unentbehrliche, der Machttrieb. Das Bewußtsein unbedingter Berufung zu herrscherlicher Stellung ging ihm ab, er bezeichnete sich zur Übernahme oberster Ämter, wie beispielsweise schon des preußischen Handelsministeriums, das er im Jahr

1801. antrat, als ungeeignet. Erst die Katastrophe von 1806, der Zusammenbruch von Jena, hat ihn in den leitenden Rang gehoben. So sehr dann nach der durch Napoleon erzwungenen Entlassung alle, die sich in Deutschland als Patrioten bezeichneten, in ihm den Herold der Nation sahen und verehrten, und so glühend der Haß gegen den französischen Eroberer ihn durchdrang, in die Lenkung der preußischen Zukunft stebte er doch nicht zurück, er begnügte sich nach den Friedensschlüssen, an denen er in russischen Diensten nur beratend mitgewirkt hatte, mit bescheidenen Tätigkeiten. Im nassauischen Heimatländchen suchte er gegen den Fürsten eine landständische Verfassung durchzusetzen, in der westfälischen Wahlheimat arbeitete er insbesondere an der Wiederbelebung der Provinziallandtage. Der Ehrgeiz eines Bismarck, die persönliche Identifizierung mit dem allgemeinen Schicksal, war ihm fremd; so konnte er sich auch ohne Verbitterung fern von Berlin in die Alterssitze von Nassau und des westfälischen Cappenberg zurückziehen. Den fast Fünfzigjährigen riß die Woge der Not Preußens und Deutschlands zur Höhe empor; unschätzbar ist noch der bestimmende Einfluß, den er zur Befreiung Rußlands und Mitteleuropas als Emigrant auf den Zaren ausübte; die letzten 15 Jahre seines Lebens blieb er trotz der Mahnungen und Bitten seiner Berliner Freunde, eines Wilhelm von Humboldt und eines Gneisenau, abseits und versuchte die Abneigung des Königs und des Staatskanzlers Hardenberg nicht zu überwinden. Dies muß von einem so tatfreudigen, so rasch zupackenden, so wenig grüblerisch veranlagten Mann gesagt werden, ja von einem Mann, der ein gar nicht absehbares Ansehen in der deutschen Öffentlichkeit genoß und an dem Zeitgenossen rühmten, daß er eine moralische Großmacht darstellte.

Ein merkwürdiger Einzelgänger der deutschen Geschichte! Wir müssen uns dies an einzelnen Stationen seines Lebensweges noch klarer machen und manches paradox Anmutende hervorheben.

## Reichsritter und preußischer Beamter

Da ist zunächst die Zugehörigkeit zu einem absterbenden Stand, dem nur noch im Südwesten des Reichs beheimateten Reichsrittertum. Auf die Gefahr hin, oft Gesagtes zu wiederholen, möchte ich doch darauf hinweisen, daß Stein, obgleich er der dritte Sohn war, zum Haupt und Erben der Familie bestimmt und also auf die Traditionen seines Standes besonders verpflichtet wurde. Er hat in ungewöhnlicher Weise den geschichtlichen Kern dieser Tradition durch sein eigenes Wesen weitergeführt, nämlich die ritterliche Haltung und den selbstbewußten Stolz, er hat den Adelstitel an seiner eigenen Person zu Ehren gebracht; er tat es, indem er sich gegen das Konventionelle und Zopfige seines Standes entschied. Die durch die Mutter gewonnene aufgeschlossene geistige Atmosphäre des Elternhauses wird dazu beigetragen haben. Eigener Entschluß war es doch, den unbequemen Weg zu gehen, den eines juristischen Fachstudiums, das er im Gegensatz zu seinen Standesgenossen bienenfleißig betrieb, den der Kavaliereise, die nicht in üblicher Weise dem Amusement, sondern bergtechnischen Studien diente. Dann der Schritt hinüber in den Staat, der am wenigsten geeignet war, Reichsritter ernst zu nehmen und einen selbständigen Adel zu dulden: ins friderizianische Preußen. Rascher Aufstieg im Berg- und Hüttendepartement in Berlin, eine leitende Stellung im Bergbau und der Eisenindustrie Westfalens — der Ritter macht sich zum abhängigen Beamten, der gemäß dem in Preußen herrschenden Merkantilsystem die Staatsdirektiven in der wirtschaftlichen Produktion und in der Arbeitsordnung durchzuführen hat. Aber er lehnt sich auf gegen die unvermeidlich damit verbundene bürokratische Routine, er bleibt im Grunde Autodidakt oder sagen wir besser selfmademan, der sich die notwendigen Fachkenntnisse auf eigene Faust erwirbt und so auch als Direktor der westfälischen Bergämter sich herausnimmt, zur Reform des Knappschaftswesens geradezu revolutionär anmutende genossenschaftliche Wege zu beschreiten. Rascher Aufstieg dann auch in dem größeren Wirkungskreis, in der Provinzverwaltung, in die er 1787 berufen wird; der Altadelige verwendet sich für die modernsten wirtschaftlichen Aufgaben, für die Verkehrserschließung durch Land- und Wasserstraßen; der beauftragte Vertreter des absolutistischen Staates setzt sich ein für Mitwirkung der alten Provinzstände und für die Möglichkeiten eigenständiger Kommunal-

politik, er befreit in ständigem Ringen mit Berlin die Grafschaften Cleve und Mark von den Binnenzöllen.

Die eigenwillige Note in den Reformbestrebungen, die an sich zum aufgeklärten Absolutismus gehören, tritt immer wieder in Steins Mißtrauen, ja Kampfstellung gegen das Fachbeamtentum hervor, ohne das eine fortschrittliche Staatsverwaltung doch nicht auskam: er hat sich Mitarbeiter außerhalb der Beamtenschaft geholt, er inspizierte auch in der hohen Stellung des Oberpräsidenten unablässig persönlich und stieß infolgedessen auf eingewurzelte Einrichtungen in der Verwaltung von Land und Stadt, die ein Gegengewicht gegen die Zentrale abgeben konnten. Er nahm sich heraus, das Bestehende möglichst nicht anzutasten und setzte sich auch für die münsterländische Verfassung ein, als ihm die Aufgabe zuteil wurde, die Gebiete, die dem preußischen Staat als Entschädigung für die linksrheinischen Abtretungen an Frankreich zufielen, der Monarchie einzugliedern. Ich kann hier nicht im einzelnen auf den Wechsel von straffer Staatsaufsicht und Beteiligung der landeseigenen Organe eingehen, dessen sich Stein bediente; die Besonderheit der Handhabung durch einen Mann, der immer wieder bei der Regierung Anstoß erregte und auch seine Untergebenen sehr selbstherrlich einschätzte, tritt zur Genüge hervor. Er war dem König nicht willkommen, und man fühlt sich an die Schwierigkeiten der Berufung Bismarcks erinnert, bis widerstrebend seine Ernennung zum Wirtschafts- und Handelsminister erfolgte. Der König sollte recht behalten, das Temperament des allzu Eigenwilligen ließ sich schließlich nicht zügeln. Hatte er schon die preußische Außenpolitik des letzten Jahrzehnts seit dem Baseler Sonderfrieden von 1795 mit vernichtender Kritik bedacht, so setzte er schließlich in Formen schärfster persönlicher Beleidigung gegen die Kabinettsräte an, die sich zwischen dem Monarchen und den Ministern eingenistet hatten, also gegen das Regierungssystem selbst. Der Bruch war unvermeidlich. Friedrich Wilhelm III. zog am 3. Januar 1807 von seinem Zufluchtsort Königsberg aus, an der Spitze eines zerstückelten, todgeweihten Staates, das Fazit mit der Beschuldigung des krassen Egoismus: „Aus allem diesem habe ich mit großem Leidwesen ersehen müssen, daß ich mich leider nicht anfänglich in Ihnen geirrt habe, sondern daß Sie vielmehr als ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger

und ungehorsamer Staatsdiener anzusehen sind, der, auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Kaprizen geleitet, aus Leidenschaft und aus persönlichem Haß und Erbitterung handelt . . .“

Die steigende Not rief den Unentbehrlichen zurück, damit wenigstens das Rumpfpreußen des Tilsiter Friedens gerettet werde. Ich will hier nicht auf die berühmte Nassauer Denkschrift des soeben Entlassenen vom Juni 1807 eingehen, in der er ein umfassendes staatspolitisches Reformprogramm skizzenhaft entwarf, ich will auch nicht seine, in möglichst raschem Tempo abrollende Tätigkeit als leitender Minister selbst charakterisieren. Was er schon vorfand, was er neu hinzutat, was er durchführte, was steckenblieb, dies alles ist in subtilen Einzelforschungen erörtert worden. Sie änderten bei allen Einschränkungen seiner Originalität, die getroffen werden mußten, nichts an der Tatsache, daß er der leitende Kopf des Reformkreises war und insofern auch für die Heeresreform mitverantwortlich ist, in welcher er keine Anordnungen zu treffen hatte. Man kann an Pitt d. Ä. im Siebenjährigen Krieg den-

ken, der auch als nahezu Fünfzigjähriger so sprunghaft zur Macht kam und sie vor der Vollendung der großen Aufgabe wieder abgeben mußte: langjährige Gedankenarbeit, verbunden mit den Erfahrungen eines halben Lebens, war die Voraussetzung dafür, daß nun im Sturm des Handelns dem darniederliegenden Staat ungeahnte Kräfte eingepflanz wurden. So sei nur daran erinnert, daß in den 14 Monaten seiner Tätigkeit das Edikt zur Aufhebung der bäuerlichen Erbuntertänigkeit herauskam, die mannigfaltigsten Vorstöße zur Umorganisation der Staatsverwaltung, des unteren Behördenwesens und der Kommunalverwaltung unternommen wurden und als Glanzleistung die Städteordnung eingeführt wurde. Dies alles ist ja Gemeinbesitz unseres geschichtlichen Bewußtseins geworden; es kommt in unserem Zusammenhang jedoch darauf an, inwiefern auch in den von den Besten der Zeit mitgetragenen und mitformulierten Ideen der Befreiung des Bürgers und Bauern, der Mitregierung und Selbstverwaltung das Befremdliche an Stein aufzuweisen ist. Wir müssen uns eingestehen, daß man es sich allzu bequem macht, ihn einfach als den großen Entbinder einer neuen Gesellschaft, der die Zukunft gehören wird, zu feiern.

## Wider einen Stein-Mythos

Wenn man davon ausgeht, daß Stein den herkömmlichen Fürstenstaat besonders in den engen deutschen Verhältnissen bekämpfte, wenn man ihn als Feind des Feudalismus ostelbischer Prägung handeln sieht, ist man um so mehr überrascht über Beschränkungen, die er in seinem eigenen Befreiungsprogramm anbrachte. So hat er wohl an den Vollbauern gedacht, den er auf den westfälischen Höfen am meisten achten lernte, aber er mißt ihm keine volle politische Gleichberechtigung mit dem bürgerlichen und dem adligen Stande zu. In den Provizialständen, wie er sie plant, scheint die altertümliche kastenmäßige Stufung der Untertanen noch nachzuwirken: dem Adel werden drei Sechstel, dem Bürgertum zwei Sechstel, der Bauernschaft ein Sechstel der Sitze zugeschrieben. So gut er die ländlichen Verhältnisse kennen gelernt hat, eine gesetzliche Erleichterung der Lage der Landarbeiter sieht er nicht vor. Verächtlich spricht er von der Masse der Proletarier. Bildungstolz beherrscht ihn auch im Blick auf die Industriearbeiter, ja auf das kleinbürgerliche Handwerk. Obwohl er Bergfachmann war und Englands Wirtschaftsstruktur im Zeitalter der anhebenden industriellen Revolution auf einer Reise dorthin eigens studiert hatte, vermochte er zwar den Nutzeffekt der modernen Dampfmaschine, nicht aber die sozialpolitischen Probleme der neuen Industriearbeiterschaft zu begreifen. Eher dachte er daran, dem Arbeiter bereits erworbene Rechte wieder zu entziehen. Der letzte preußische Handelsminister, der sich mit modernen Fabrikationsmethoden durchaus vertraut gemacht hat, blickt eher auf den Patriarchalismus älterer Wirtschaftssysteme zurück als in die begonnene Zukunft der Massenproduktion voraus und ist insofern dem Merkantilstaat enger verwandt als dem zeitgenössischen Wirtschaftsliberalismus eines Adam Smith, dessen Schriften er studiert hat. Armut scheint ihm bar der moralischen Achtung, sein ausgeprägtes Gefühl für Menschenwürde überspringt diese Kluft nicht. Besitz und Bildung öffnen die Tore zur Teilhabe am politischen Leben, auch in der Gemeinde-selbstverwaltung legt er auf die Hierarchie dieser Werte den Nachdruck. Den unteren Schichten die Wege zum Besitz zu ebnen, hält er nicht einmal für wünschenswert. Trotz seiner ausgedehnten Geschichtsstudien trübt ihm doch die Abneigung gegen besoldetes Beamtentum ein für allemal den Blick für die geschichtliche Leistung der staatlichen Bürokratie, ohne die das Aufkommen des modernen Rechtsstaates im 17. und 18. Jahrhundert unmöglich gewesen wäre. Ebensowenig aber hat er sich mit dem Antipoden der absolutistischen Staatsidee, mit der Grundlage der demokratischen Entwicklung, mit der Idee der Volkssouveränität befreunden können.

Solche Beispiele mögen manche für heutige Augen befremdlichen Züge des Steinschen Volksbegriffes, seiner Staats- und Gesellschaftsanschauung verdeutlichen. Es fällt nicht so leicht, an den berühmten Reformen anzuknüpfen und den „Freiheitshelden“ zu preisen, wie es das ganze 19. Jahrhundert über der bürgerliche nationale Liberalismus getan hatte. Schließlich sah sich Gerhard Ritter in seiner monumentalen Biographie genötigt, gegen einen Mythos zu Felde zu ziehen, der sich

schon 1813 um den im russischen Hauptquartier weilenden Märtyrer der nationalen Idee gerankt hatte, und gegenüber allen Popularisierungsversuchen nachzuweisen, wie sehr Steins Überzeugungen und Vorstellungen im 18. Jahrhundert verwurzelt blieben. Dies wird besonders in den Altersjahren deutlich, wo sich der Hang zu einer bevorzugten Stellung des Adels, dem er freilich kein Drohnendasein gestatten wollte, in einem altfränkisch ausgemalten Ständestaat verstärkt. Den neuen Geist der Wartburgjugend und des konstitutionellen Großbürgertums, die sich später gerne auf ihn beriefen, betrachtete er ohne fruchtbare innere Auseinandersetzung, mehr und mehr erfüllt von der Sorge um aufkommende Anarchie, die allerdings durch das rechtswidrige Gebaren der Fürsten nur unterstützt werde. In der Kleinarbeit der örtlichen Verhältnisse rastlos tätig, im Großen aber resignierend ragt er wie ein Stück Urgestein in die sozialen Umwandlungen einer neuen Zeit.

Ein merkwürdig abseitiger Lebensweg wird auf diese Weise sichtbar. Nochmals sei es betont: wenn der Freiherr auch mit Recht unzählige Male als einer der großen Charaktere der neueren deutschen Geschichte gefeiert worden ist, so braucht dies doch nicht zu bedeuten, daß er eine ihrer symptomatischen und somit in die Breite wirkenden Gestalten war. Nationales Pathos hat schon zu seinen Lebzeiten einen Stein-Mythos hervorgebracht, der dann durch machtvolle Publizisten wie Arndt und Treitschke, durch Biographen wie Pertz und Lehmann gepflegt wurde, bis ihn schließlich im 20. Jahrhundert jede politische Partei zu ihrem Stammesbesitz zu rechnen liebte. Die Doppelkatastrophe der Weltkriege jedoch zerriß, wenn man es sich nur eingestehen will, das Legendäre und zeigte den riesigen historischen Abstand auf, der uns Heutige von Stein trennt. Elementares wie der moderne Volksbegriff, nämlich die Lebensgemeinschaft grundsätzlich gleichberechtigter Staatsbürger, wurde von ihm ausdrücklich abgelehnt, als Irrglaube der französischen Rationalisten und Revolutionäre gebrandmarkt. Politik und Moral konnten ihm, dem tief gläubigen Protestanten, im Zeitalter des deutschen Idealismus zusammenfließen, wie dies in solcher Naivität keinem Späteren mehr möglich ist. Nach allem, was ich bisher aufzuzeigen suchte, müssen wir die Frage erneut darauf zuspitzen, ob es noch angebracht ist, sich einer mehr oder weniger pietätvollen Schattenbeschwörung zu widmen.

Die Antwort sei gleich vorweggenommen. Sie läßt sich nach dem Zusammenbruch von 1945 in sehr bestimmter Weise geben. Seit der Sinn der deutschen Geschichte widerlegt scheint, ist das Auge für ihre Zusammenhänge schärfer geworden. In der grellen Beleuchtung, die über uns hereingebrochen ist, in der Revision des Geschichtsbildes, zu der wir alle aufgerufen sind, verdeutlichen sich die Aspekte. Der Freiherr vom Stein zeigt sich vor der wissenschaftlichen Kritik nicht als ein Prototyp deutschen Einzelgängertums, wie es den Anschein haben könnte, sondern als ein besonders hervorstechendes Kettenglied einer anderen Möglichkeit der deutschen Geschichte. Seine Leistungen gehören einer Bahn zu.

die vielfach befahren worden ist, aber durch die machtpolitischen Wege, die eingeschlagen wurden, auch im geschichtlichen Bewußtsein der Nation in den Schatten geriet. Davon muß nun noch genauer die Rede sein.

Gehen wir davon aus, daß der Erste und vollends der Zweite Weltkrieg weithin als Konsequenzen jahrhundertelanger Verirrung des deutschen Volkes aufgefaßt wurden. Gewichtige Stimmen des Auslandes, darunter namhafte Wissenschaftler, haben unsere verhängnisvolle Neigung zum Obrigkeitsstaat und blinden Gehorsam, unsere Schwäche für Machtparolen und militärische Methoden zu brandmarken gesucht; der Journalismus hat die vergrößerte Formel aufgebracht: Von Luther über

Friedrich den Großen und über Bismarck zu Hitler. Ich brauche mich mit einer so liebevoll zusammengestellten Ahnenreihe hier nicht auseinanderzusetzen, möchte jedoch an die zur Genüge bekannten vielfach abgewandelten Thesen von der inneren Unselbständigkeit der Deutschen erinnern, die angeboren und daher hoffnungslos sei und jeweils den Verführungskünsten, ja dem bloßen Gebot einzelner Machtmenschen erliege. Wie bedeutsam kann angesichts solcher Abstempelungen die Erscheinung eines Protestlers werden, der zum Staatsmann, ja zum heimlichen König in der Not wurde und eine allseits verehrte moralische Potenz darstellte!

## Steins Bejahung der Vergangenheit

Nicht anders als mancher englische oder französische Historiker von heute meinte Stein zeit lebens, daß der dutzende deutsche Obrigkeitsstaat den Untertanen entmündigt, seinen Charakter kleinmütig und kriechend gemacht habe. Im Gegensatz zu heutigen Kritikern hielt er den deutschen Staatsbürger jedoch des seelischen Aufschwungs fähig, nicht nur im Begeisterungssturm, im verzweifelten Mut eines Befreiungskampfes gegen den fremden Eroberer, sondern in der Gestaltung des politischen Alltags, in stetigen Einrichtungen auf lange Sicht. Er fühlte sich zu solcher Zuversicht berechtigt, weil er die deutsche Geschichte in Vergangenheit und Gegenwart voll von Zeugen tätiger Selbstverantwortung fand: er liebte westfälischen Bauernstolz, er spürte im ländlichen aristokratischen Grundbesitz noch den Geist, wie er es mit Montesquieu nannte, altgermanischer, in den Wäldern großgewordener Freiheit, er sah den Abglanz alter Städteherrlichkeit vor allem am Beispiel einer alten Hansestadt wie Danzig, er entdeckte Formen genossenschaftlicher Überlieferung im Wirtschaftsleben und auf den Ständetagen preussischer Provinzen. In seiner Liebe zu provinzieller und lokaler Sonderart, die er mit Justus Möser teilte, steckte der Stolz auf altgewachsene Herkunft, von der er sich auch persönlich getragen fühlte. Seine eigenen politischen Bemühungen vermochte er daher in einem natürlichen Zusammenhang mit längst erprobten allgemeinen Bräuchen und mit Anschauungen aus Väterzeit zu sehen, oft im Sinn einer Wiedererweckung und Fortführung von dem, was herangereift war und auf Verwirklichung in größerem Rahmen wartete. Ja, er wußte sich dabei in Übereinstimmung mit historischen europäischen Aufgaben; so ist er nicht losgekommen von dem Kaiser- und Reichsgedanken, den er noch in die Wiener diplomatischen Verträge hineinzutragen hoffte. Sahen doch die größten europäischen Staatsdenker des 18. Jahrhunderts, ein Montesquieu, ein Rousseau, die beiden Moser aus Württemberg, im Reich ein Zeugnis des universal-europäischen, dem antiabsolutistisch-föderalistischen Geistes; besaß es doch für sie eine hohe ideale Bedeutung als Krönung freiheitlich-korporativen Zusammenwirkens! Steins erbitterter Kampf gegen die Schreiberseelen wandte sich gegen eine sozusagen papierene Auffassung von der deutschen Geschichte, die sich nur an absolutistischen Fürstenhöfen und deren Beamtenapparat orientierte. Dagegen rief er die altdemokratischen Gebilde im deutschen Sprachbereich in Erinnerung, das schweizerische und das holländische Beispiel; er dachte hoch von der Arbeit der Landstände, auch wenn sie in Westfalen eine viel geringere Rolle spielten als etwa im damaligen Württemberg, und suchte vieles von dem im Großen verlorengegangenen, aber in tausenderlei lokalen Zügen immer noch vorhandenen „Alten Recht“ wiederherzustellen. Er beschäftigte sich mit den Leistungen des wirtschaftsgewaltigen, des humanistisch gebildeten, des religiös verantwortungsvollen Bürgertums vergangener Jahrhunderte, mit einem politischen Leben, wie es sich schon in den alten Stadtverfassungen eigene Form gegeben hatte. Kein Zufall, daß gerade er, der kein Wissenschaftler war, das Riesenunternehmen der Monumenta Germaniae historica, die wissenschaftliche Edition der Zeugnisse des deutschen Mittelalters, ins Leben rief!

Von der Bejahung einer Vergangenheit, die ältere Wurzeln hatte als der zeitgenössische Spätabolutismus, den er zu reformieren unternahm, wußte er sein eigenes Wirken getragen. Was er in seinen Geschichtsstudien und Geschichtswerken, denen er Jahre seines Lebens widmete, beim damaligen Stand der Forschung noch nicht voll zu überblicken vermochte, war tatsächlich vorhanden: ein durch die Jahrhunderte sich ziehender Geist des Widerstandsrechtes in Theorie und Praxis auch auf

deutschem Boden und eine Fülle echter korporativer Leistungen, die heute noch bei weitem nicht wissenschaftlich bewältigt ist. Wir können ihm von heutiger Erkenntnis her nur das Bewußtsein bestätigen, kein neuerungssüchtiger Umstürzler, sondern aufbauender Bewahrer zu sein, also im geschichtlichen Auftrag zu handeln. Manches, was uns allzu rückwärts gewandt, als altväterisch befangen an ihm befremdet, erweist sich unter diesem Blickwinkel als Symptom einer Bodenständigkeit, ohne die ihm die Zukunft auf Sand gebaut schien.

So sehr er einer neuen Verfassung von Gemeinden, Provinzen und Gesamtstaat zustrebte, so konnte er doch sich scharf distanzierend erklären: „Unsere neuen Publizisten suchen die Vollkommenheit der Staatsverfassung in der gehörigen Organisation der Verfassung selbst, nicht in der Vervollkommnung der Menschen, der Träger dieser Verfassung.“ Sein unaufhörlicher Mahnruf zu neuer sozialer Gesinnung, zu ethischer Vertiefung des Alltagshandelns war nicht minder aus der Fundgrube deutscher Geschichte geschöpft. Es handelte sich nach seiner Überzeugung auch hier nur um eine Wiedererweckung längst vorhandener Kräfte, wie ja auch das deutsche 18. Jahrhundert besonders reich an pädagogischem Denken und Handeln und an religiös-sozialen Bemühungen war: überall Ansätze für ein politisches Mündigwerden der Nation, wie er es ersehnte. Politik als Angelegenheit von Selbsterziehung und öffentlicher Erziehung: er sah sie nicht nur als das schmutzige Geschäft und unter dem moralischen Verdikt, von dem sie im landläufigen Bewußtsein bei uns nicht loszukommen scheint. Politik vielmehr, die noch nicht zu Beruf und Routine geworden ist, Politik als Salz des Tages, in naher Verwandtschaft mit dem christlichen Gebot der Nächstenliebe, altbewährt im nationalen Leben. So hatten jahrhundertlang Ratgeber des deutschen Territorialfürstentums, Prinzenenerzieher, Staatsrechtslehrer an deutschen Universitäten, Beichtväter und Konsistorialräte, Ratsherren und Amtsleute, Richter und Schöffen das Wesen der Politik verstanden: als soziale Gesinnung, als Handhabung von Gerechtigkeit, als Ethos der Verwaltungspraxis, hineinreichend auch in Schulordnung und Kirchenzucht, in Arbeits- und Gewerbeordnung, in Ehe und Hof und Haus. Was sich in diesen Bereichen ereignet, bleibt freilich weithin anonym und ist daher für das geschichtliche Bewußtsein schwerer faßbar; gerade eine so sehr praktisch veranlagte Natur wie der unermüdlich inspizierende Freiherr vom Stein war dazu geschaffen, durch Beobachtungen zu der fruchtbarsten historischen Einsicht zu gelangen. Er konnte nicht wie so viele dieser Ratgeber des Fürstentums Baumeister und Handlanger der fürstlichen Allmacht und des souveränen Machtstaates werden und so letzten Endes einer Nivellierung der Untertanenschaft Vorschub leisten. Seine Staatsauffassung bleibt auch weit entfernt vom Bismarckschen Primat der Außenpolitik, und das Diplomatengeschäft, das ihm als leitendem Minister nicht erspart war, wird ihm niemals vertraut.

Stein als Repräsentant einer anderen Möglichkeit der deutschen Geschichte! Es war nicht nur persönliche Marotte, daß er sich gegen die modernsten Staatslehren seiner Zeit, gegen die Befreiungstaten der Französischen Revolution schon in ihrem Anfangsstadium erklärte, als auch Deutschland von der Begeisterungswelle für die neue Gesellschaft und die Zukunft der Völker überschwemmt wurde. Es war nicht nur verkappter Feudalismus, der ihn auf die Seite der zumeist adeligen englischen Parlamentarier gegen die kleinbürgerlichen Advokaten von 1789 trieb. Mit der abstrakten Konstruktion gleicher Menschenrechte konnte er nichts anfangen, der souverän erklärte Einzelmensch paßte nicht in das Gefüge gestufter Verantwortlichkeit, das sein Denken erfüllte. In der

französischen Freiheit fürchtete er die Schrankenlosigkeit des Dogmas, die Entblößung von politischer Weisheit. Er verstand unter Freiheit innere Vollmacht, wie sie nur der gereifte Staatsbürger besitzt, der sich selbst in der Beherrschung aller egoistischen Neigungen zu betätigen versteht. So malte er sich auch ein Wahlrecht aus, das nicht einer schematischen Gleichberechtigung, sondern der wirklichen Persönlichkeit zum Zuge verhelfen sollte. Von den französischen Verfassungsexperimenten mochte man technische Einzelheiten übernehmen; die preußische Reform war jedoch für ihn der Erweis einer geschichtlich herangereiften Andersartigkeit. Obendrein war in der deutschen Befreiung die größere Aufgabe enthalten, den Kontinent vor der ideologischen und materiellen Zwangseinheit zu retten, der er unterworfen zu werden drohte. Stein glaubte, in diesem Sinn für alle freien Menschen in Europa zu sprechen und zu wirken.

Sein Kampf gegen die napoleonische Diktatur war daher von grundsätzlicher Art. Er sah in dem Titanen nicht nur die Einzelpersone, an deren Beseitigung er mitwirkte, sondern den Ausbruch des bösen Prinzips schlechthin. Er hatte ein Gefühl für die metaphysische Tiefe so unerhörter Vorgänge, wie es uns Heutigen wieder nahegelegt ist. Der Korse war das von allen Bindungen gelöste, zum Gott erhobene Individuum, das folgerichtig alle Schranken und Grenzen, alle Lebensordnungen vernichtete — bis zur Selbstzerstörung. Manchmal zeigt die Kampfposition, die Stein gegen eine derartige Autonomie bezog, geradezu skurrile Züge: so wünschte er jede Wahlhandlung im Rahmen der städtischen Verwaltung durch einen Gottesdienst eingeleitet, der die Gewissen schärfte. Daß er sich gegenüber den Massenbewegungen einer neuen Zeit so starr verschloß, rückt ihn in unserem Zusammenhang an die Seite des größten politischen Denkers des 19. Jahrhunderts, des Warners vor den Kollektivdiktaturen, Tocqueville. Er erkannte wie der französische Kritiker die innere Beziehung zwischen Masse und Cäsarismus und fürchtete den seelischen Leerlauf, der sich wie im Ancien Regime so auch in den neuen konstitutionellen Versuchen anbahnte: „Man erwartet alles vom Staat ohne Vertrauen zu seinen Maßnahmen, ohne Enthusiasmus für seine Verfassung.“ Mit lutherischem Pathos rief er die Gegenkräfte auf gegen die Herrschaft des Einzigen und gegen die Herrschaft der Zahl. Für echte Gemeinschaft sucht er Verständnis, Mitarbeit, Verantwortung, Selbstbewußtsein zu wecken, von oben erzieherisch einwirkend, von unten pflegerisch aufbauend, damit Partnerschaft sich bilde, auch im konfessionellen Nebeneinander, damit Vielgestaltigkeit erwachse, die unentbehrliche Voraussetzung für die richtige Bewegungsfreiheit des Einzelnen. Das Problem der Elite wird ihm zur Kardinalfrage für das Überleben einer besseren Welt; für sie spricht er von der „wahren gesetzlichen Freiheit“.

Man versteht nun, was er mit einem so sehr der Mißdeutung ausgesetzten Wort meint. „Wahre gesetzliche Freiheit“ bezeichnet das

Spannungsverhältnis zwischen Ordnung und Freiheit, das im Titel dieses Aufsatzes angedeutet ist. Sie ist gleich weit von Anarchie wie von Diktatur, von Revolution wie von Reaktion entfernt. Dies kann nur dadurch gelingen, daß die „wahre gesetzliche Freiheit“ von Stein personhaft aufgefaßt und persönlich vorgelebt wird. Sie ist daher unsystematisch, sie bleibt der praktischen Erprobung, den Korrekturen durch Erfahrung, der Weisheit eines langen tätigen Lebens offen. Sie darf auf keine Staatsform festgelegt werden. Stein konnte die amerikanische Revolution im Gegensatz zur französischen als legitim bezeichnen, weil sie dem freien Spiel der politischen, geistigen und wirtschaftlichen Kräfte die gesetzliche Grundlage gewähre. So sei es wohl möglich, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika gegenüber einer sich selbst zersetzenden Alten Welt zu einem Kulturmittelpunkt würden. Er wußte, daß „wahre gesetzliche Freiheit“, so beweglich sie zu bleiben hatte, doch nicht dauerhaft war ohne einen unverrückbaren tragenden Grund. Damit berühren wir abschließend eine der geheimen Wahlverwandtschaften, die den freien Reichsritter an den preußischen Militär- und Beamtenstaat band. In seinem Politischen Testament von 1722 hat der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. in ungefügten Worten der Summe eines Regentenlebens dahingehend Ausdruck gegeben, daß das Haus Brandenburg und die preußische Armee und das öffentliche Wesen insgesamt nicht florieren könnten ohne Gottesfurcht. Auch Stein hielt es für uralte Menschheitserfahrung, daß das für die jeweilige geschichtliche Situation zutreffende Verhältnis von Freiheit und Ordnung nicht anders gewonnen werden könne. Als homo religiosus begriff er das innerste Wesen der Politik, nur dank der Rückbeziehung zu den Quellen des Daseins vermochte er den Mut zum Anderssein aufzubringen, den totalen Zusammenbruch von Jena zu überwinden, Nächte der Flucht und jahrelanges Emigrantengeschick auf sich zu nehmen, ungebrochen die Vergangenheit deutschen Lebens in eine ungewisse Zukunft hinüberzutragen. Wir sprechen hier nicht von seiner im Alter zunehmenden Kirchlichkeit, die übrigens seine praktische konfessionelle Toleranz nicht beeinträchtigte. Der urtümlich christliche Kern seines Wesens gehört dazu, daß er zu einer Schicksalsfigur unserer Geschichte wurde: er kann nicht veralten, da er sich selbst aus ewigen Gründen speiste. Die Frage ist nur, ob wir uns als mündig geworden erweisen, hier weiterzubauen.

#### Anmerkung:

Gerhard Möbus, Dr. phil., Prof. Dt. Hochschule für Politik, Berlin-Charlottenburg, 1945 Lehrauftrag Universität Jena, 1946 a. o. P. Universität Halle, 1946 Dir. Psychol. Inst., seit 1952 Deutsche Hochschule für Politik.

Hans Rothfels, Professor der neueren europäischen Geschichte der Universitäten Chicago und Tübingen. Geb. in Kassel 12. April 1891. Korr. Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Lehrgebiet: Deutsche Geschichte, Nationalitätenprobleme, Zeitgeschichte.

Fritz Wagner, Dr. phil., oö. UProf. für mittlere und neuere Geschichte, Marburg/Lahn. Lehrgebiet: Politik der europäischen Mächte in der Neuzeit, allg. Geschichte Europas und der USA.

Nachforderungen der Beilagen „Aus Politik und Zeitgeschichte“ sind an die Bundeszentrale für Heimatdienst zu richten. — Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung „Das Parlament“ zum Preise von DM 1,19 monatlich bei Postzustellung einschl. Beilage sowie Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preise von DM 5.— pro Stück einschließlich Verpackung zuzüglich Portokosten nur an die Vertriebsabteilung, Hamburg 36, Gänsemarkt 21/23.

HERAUSGEBER: BUNDESZENTRALE FÜR HEIMATDIENST · BONN/RHEIN · KÖNIGSTRASSE 8 5